Leben und Dichten

Hartmann's von Aue,

dargestellt

von

Karl Barthel,

Verfasser der „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit".

Berlin,
Verlag von Heinrich Schindler.

1854.

Leben und Dichten

Hartmann's von Aue.

Leben und Dichten

Hartmann's von Aue,

dargestellt

von

Karl Barthel,
Verfasser der „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit".

Berlin,
Verlag von Heinrich Schindler.

1854.

Einleitung.

Die deutsche Epik des Mittelalters ging in zwei ziemlich feindseligen Richtungen auseinander, in die Epik der höfischen oder der Kunstpoesie und die Epik volksthümlichen Charakters. Wurde die letztere von herumziehenden Rhapsoden (varndiu diet, varnde liute, varndez volc) gepflegt, die die Stoffe der deutschen Heldensage in ziemlich ungefüger Form behandelten und ihre kunstlosen Liederballaden in vierzeiligen Strophen vor dem Volke sangen; so war die höfische Epik dagegen in den Händen der gebildeteren Ritter und Edeln, die, abgestoßen von der Derbheit der nationalen Heldendichtung, zu ausländischen Stoffen griffen und diese in zweizeiligen Reimpaaren behandelten, um sie auf Fürstenlagern und Burgen zu recitiren.

War es schon der Standesunterschied der Dichter, der beide poetischen Richtungen trennte, so war es ebenso die Verschiedenheit der Stoffe, die sie auseinanderhielt. Aus

den altnationalen Heldensagen, an denen die Volkssänger festhielten, lugte noch das starre, unfrauenhafte und ungalante Heidenthum hervor, das für die christliche und höfische Lebensanschauung der Ritter zu spröde und zu roh erscheinen mußte, während in den welschen Sagen, die die höfischen Dichter zum Vorwurfe nahmen, nicht allein die Mystik und Ascese des Christenthums, sondern auch die Courtoisie und der Frauencultus des Ritterthums bereits ausgeprägt waren. So kam es denn, daß beide Richtungen der mittelhochdeutschen Poesie auch in Hinsicht des Geschmacks sich immer weiter von einander entfernten. Blieb die Volksdichtung eben bei all ihrer grotesken Derbheit doch einfach-episch und hielt den Ton markiger Kraft und simpler Objectivität inne, so zeigte dagegen die höfische Epik eine zwar kunstreichere und interessantere Behandlungsweise, verfiel aber nicht selten auch in das Wunderliche, Ueppige und gar zu Subjective. Erst als auch einzelne höfische Dichter sich daran machten, unseren altnationalen Liedern aus dem Kreise der Siegfried-, aus der Dietrich- und der Nordsee-Sage die Gestaltung zu geben, die in den beiden Hauptschätzen unserer Nationalepik, im Nibelungenliede und der Gudrun, auf uns gekommen sind, erst da gingen beide Richtungen der Epik ein Bündniß mit einander ein, freilich nicht ganz zum Besten der nationalen Heldenlieder, denn jene poetischen Ordner und Ueberarbeiter legten allzuviel von dem Geiste ihrer Zeit

in dieselben, ihre Ursprünglichkeit trübend und ihre volksmäßige Reinheit oft mit fremdartigen Zuthaten versetzend.

Dennoch haben wir dieser höfischen Epik oder epischen Kunstpoesie des deutschen Mittelalters viele der lieblichsten und großartigsten Dichtungen zu verdanken, die uns mit der höchsten Achtung erfüllen müssen gegen die Meister und Pfleger derselben.

Vor Allem sind es drei höfische Dichter, die über alle anderen Kunstdichter des deutschen Mittelalters weit hervorragen: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Daß diese Sänger gerade eine Trias ausmachen, ist nicht ohne tiefere Bedeutung, denn in ihnen stellt sich jene Trilogie künstlerischer Form und Fassung dar, die wir in der Kunst- und Literaturgeschichte aller Völker und Zeiten sich wiederholen sehen. Anfänglich erscheint die Kunst immer in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck, sucht mehr die Sache, die Idee, als die äußere Darstellung und sieht es mehr auf die Befriedigung des inwendigen Menschen, als auf künstlerischen Genuß ab. Dieser Charakter der Erhabenheit schlägt aber mit der Zeit in sein Gegentheil um. Gegen den Stoff, die Ideen wird man gleichgültiger, aber auf die Form legt man um so größeres Gewicht und erstrebt nun durch Gefälligkeit und Gewandtheit der Darstellung desto größeren dichterischen Genuß. Zwischen diesen beiden äußersten Gegensätzen, dem Erha-

benen und Graziösen, dem Strengen und Weichen, tritt dann das eigentlich maaßhaltige Schöne, in welchem sich wo möglich Idee und Formgebung durchdringen, mitten inne, ohne daß hier freilich die Hinneigung zu dem einen oder andern der bezeichneten Extreme ganz ausbliebe. Diese drei Phasen der Kunstentwickelung finden wir nicht nur auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wie z. B. auf dem der Malerei in Buonarotti, Raphael und Leonardo da Vinci, sondern vor Allem in der Geschichte der Poesie. Wurde bei den alten Hellenen das streng Erhabene, das eigentlich Schöne und das gefällig Weiche in der Trias ihrer Dramatiker repräsentirt, in Aeschylus, Sophokles und Euripides, stellt sich diese Dreiheit ebenso bei den Italiänern in Dante, Tasso und Ariost, bei den Spaniern in Calderon, Cervantes und Lope de Vega, ja bei uns neueren Deutschen etwa in Klopstock, Lessing und Wieland dar, so tritt dieselbe Trilogie künstlerischer Form und Auffassung auch in den genannten drei Dichtern des deutschen Mittelalters hervor.

Wolfram von Eschenbach, bald an Dante, bald an Klopstock erinnernd, repräsentirt die erhabene Kunstform. Hohe heilige Ideen und ein tiefsinniger Ernst liegen allen seinen Dichtungen zum Grunde und überall zeigt sich bei ihm eine priesterlich-würdige und strenge Weltansicht. Nicht selten aber kleidet er seinen ideenreichen Gehalt in mystische Dämmerung und erschwert, gerade wie

Klopstock, durch seine gehobene gedrängte Sprache das Verständniß seiner Dichtung im Einzelnen, so daß bei ihm, vor Allem bei seinem Parcival, dem gedankenschwersten Epos unserer Nation, ein tiefes Studium dazu gehört, um zum Genuß der Dichtung zu gelangen. So ist er der ideenreichste, ernsteste, aber auch dunkelste unter den Dichtern des deutschen Mittelalters. Das gerade Gegentheil von ihm ist Gottfried von Straßburg, der Wolfram ebenso diametral entgegensteht, wie Wieland dem Klopstock. Er repräsentirt die gefällig-weiche Kunstform. Geflissentlich sich abwendend von der Welt der Ideen und dem Ernste des Lebens, faßt er das letztere allein von seiner leichten, rosig-heitern Seite auf und gefällt sich darin, uns den ganzen Leichtsinn, den vollen üppigen Genuß desselben darzustellen, ohne, wie es scheint, sich um den sittlich erschlaffenden Einfluß zu kümmern, den diese Auffassungsweise haben könnte. Leidet bei ihm so der Inhalt seiner Dichtung, Tristan und Isolde, an Frivolität und weltmännischer Lüsternheit, so überragt er dagegen in diesem Gedichte an Kunstfertigkeit und Vollendung der Form alle Anderen, denn diese Zierlichkeit und Gefälligkeit der Rede, diese Klarheit und Anmuth der Darstellung, wie sie sich bei ihm finden, fand damals nicht ihres Gleichen und kann auch jetzt nur in Goethe und Wieland ihr Gegenstück finden.

Somit zeigen sich denn in diesen beiden Heroen der

mittelalterlich=deutschen Dichtung die beiden Extreme, die zu allen Zeiten höherer Cultur hervortreten, weil sie in der Menschennatur selbst tief begründet sind, nämlich die mit Geist und Gedankentiefe verbundene strengere und die mit Geschmack und äußerem Reiz sich paarende laxe Weltansicht.

Mitten zwischen beiden steht nun, wenn man will als Repräsentant des maaßhaltig Schönen, der Dichter, dem wir hier unsere Aufmerksamkeit insbesondere zuwenden wollen.

Hartmann von Aue

oder

Hartmann der Ouwære.

Er ist wahrscheinlich aus Schwaben gebürtig und war bei einem Herrn von Ouwe Dienstmann (ministerialis). Welcher Ort unter den vielen Oertern, die in Schwaben Aue*) heißen, mit diesem Ouwe gemeint sei, bleibt noch ungewiß. Nach Laßberg's Meinung soll der Dichter eigentlich Hartmann von Wesperspül oder Westerspül geheißen haben und ein Vasall des Abtes von Reichenau gewesen sein. Indeß zugegeben, daß der angegebene Name völlig richtig sei, so kann das Ouwe doch wol nicht Reichenau sein, da dies ein geistliches Besitzthum ist und hier nur von einem weltlichen die Rede sein kann. Vielleicht richtiger vermuthet Jacob Grimm, daß mit der Herrschaft Aue das Auw gemeint sei, welches in der schwäbischen Chronik des Thomas Lirer (aus dem 15ten Jahrhundert) vorkommt und noch jetzt in Oberschwaben

*) Auwe, Ouwe, lat. augia ist soviel als: Wasser, Fluß und Insel, gerade wie das Y und Ey, die bald Fluß, bald das umflossene Land bedeuten. Verwandt damit ist eaue = Wasser und γαια, αία.

im Bregenzischen liegt. Nach Hartmanns Andeutungen kann man schließen, daß er bei dem Herrn von Ouwe ein bestimmtes, vielleicht administratives Amt hatte und die Dichtkunst nebenbei als geistreichen Zeitvertreib müßiger Stunden und zur Ergötzung Anderer, vorzüglich seiner Herrschaft, trieb. Wenigstens geht dies aus Stellen hervor, wie die im Eingange seines Iwein, wo er sagt, er habe an den bouchen gelesen, „swenner sîne stunde niht baz bewenden kunde, daz er ouch tihtennes pflac" und in der Einleitung seines armen Heinrichs, wo es heißt, er habe verschiedene Bücher in Augenschein genommen und darin nachgesucht, „obe er iht des funde, dâ mite er swære stunde senfter möhte machen und dâ mite er sich möhte gelieben (beliebt machen bei) den liuten." In den beiden so eben genannten Werken nennt Hartmann im Eingange sich selbst auch einen Ritter, der gelêret war, ein Ausdruck, der nach seiner Bedeutung von edoctus (nicht etwa doctus) nichts weiter sagen will, als daß der Dichter vor vielen Andern seiner Zeit den Vorzug des Jugendunterrichts voraus hatte, also selbst lesen und schreiben konnte, und nicht, wie das sogar bei dem gedankentiefen Wolfram der Fall war, eines Vorlesers und Schreibers bedurfte. Hartmann war, wie Viele seiner Zeitgenossen, nach dem Tode seines Herrn, den er wahrscheinlich sehr geehrt hatte, nach dem gelobten Lande gezogen, eine Fahrt, die er nach damaliger Ansicht zum

Seelenheile seines verstorbenen Herrn gemacht zu haben scheint. Dies ergiebt sich nämlich mit voller Gewißheit aus folgenden Liederstrophen des Dichters, die wir hier neuhochdeutsch wiedergeben: „Die Welt", heißt es hier, „lacht mich trügerisch an und winket mir, nun bin ich ihr als ein unerfahrener Mann gefolgt; manchen Tag machte ichs nicht besser, als die Anderen und rannte dahin, wo doch Niemand Beständigkeit finden kann. Nun hilf mir, Herr Christus, der auf der Fahrt mein ist, daß ich mich dem Allen entsage mit deinem Zeichen, das ich hier trage. Seitdem mich der Tod meines Herrn beraubt hat, bekümmere ich mich nicht darum, wie es um die Welt nach seinen Lebzeiten steht, denn er hat meiner Freude den besten Theil dahin. Wohlgethan wäre es aber, wenn ich der Seele Heil besorgte. Ihm mag es nun zur Hülfe kommen, denn meine Fahrt, die ich unternommen habe, will ich als um seinetwillen gelten lassen. Vor Gott muß ich ihn sehen. Meine Freude war nie sorgenlos bis zu der Zeit, wo ich Christi Blumen (Glauben und gute Werke) ins Auge faßte, die ich hier trage." Auch aus einem anderen Liede, wo er von der Heimath Abschied nimmt und sagt, daß die Minne zu Gott ihn aus dem heimischen Lande über das Meer ziehe, sehen wir, daß der im vorigen Liede ausgesprochene bloße Entschluß zu der Kreuzfahrt wirklich von ihm ausgeführt wurde. Die Blüthe der Hartmann'schen Poesie fällt etwa 1195 und 1205, und das früheste Vor-

bild Hartmanns war wol Heinrich von Veldegk. Sein Dichterruhm war überaus groß und weit verbreitet. Vor Allen lobt ihn Gottfried von Straßburg in seinem Tristan, wo derselbe überhaupt von Zeile 4545—4672 sein Urtheil über die berühmtesten Dichter seiner Zeit ablegt. Da heißt es über ihn:

swer guote rede ze goute
und ouch ze rehte kan verstân
(d. h. der überhaupt Verstand, Einsicht in die Dichtkunst hat)
der muoz dem Ouwære lân
sîn schapel (seinen Kranz) und sîn lôrzwî
(Lorbeerzweig).

und dann fährt Gottfried von Straßburg fort: „Wer nun so flüchtig wie der Hase ist und auf der Worte Haide mit zusammengewürfelten Worten sich hochsprüngig und weitschweifig geberdet, dabei aber auf den Lorbeerzweig Anspruch machen wollte, was er übrigens umsonst thun würde, der lasse auch uns gleiche Ansprüche machen. Auch wir wollen den Zweig austheilen, wir, die wir die Blumen lesen helfen, mit denen dieses Lorbeerreis nach Blumenart bunt durchflochten ist, wir wollen wissen, warum er es begehre. Denn wer es begehrt, der trete hervor und stecke seine Blumen daran. Dann können wir an den Blumen wahrnehmen, ob sie sich so wohl dazu schicken

daß wir dem Ouwære das Lorbeerreis nehmen und es ihm geben. Da aber noch Niemand gekommen ist, dem es mit vollerem Rechte gebührte (als dem Auer), soll es auch bei ihm bleiben, so wahr euch Gott helfe." Auch Rudolf von Ems, der in seinem um die Mitte des 13ten Jahrhunderts geschriebenen Wilhelm von Orlens einen dem Gottfried nachgeahmten Abriß der damaligen Poesie einflicht, führt hier den Ouwære als den, der Êrekes getât und von dem Leuen (womit der Iwein gemeint ist) getihtet hat, unter den berühmtesten Dichtern seiner Vorzeit auf.

Hartmanns besondere Vorzüge als Dichter sind aber auch, obschon er den Vergleich mit Wolfram und Gottfried nicht aushält, durchaus nicht gering anzuschlagen. Er besitzt vor Allem eine große Gewandtheit im Vortrage, der Fluß seiner Rede bewegt sich frei, leicht und natürlich und ist vorzüglich wegen der Ungezwungenheit in den Uebergängen zu loben. Seine Darstellungsart hat überdies etwas außerordentlich Klares und Durchsichtiges, und alle schwerfällige Dunkelheit, wie sie nicht selten sich bei Wolfram findet, ist ihm fremd; kurz in seinen Werken zeigt sich das „wohlgehaltene Maaß höfischer Anmuth." In Hinsicht der äußeren Form endlich zeichnet er sich vor allen mittelhochdeutschen Dichtern durch die Reinheit seiner Reime aus. Entzückt über die Klarheit und Reinheit der Hartmann'schen Dichtung ruft daher auch Gottfried in jener Stelle des Tristan aus:

wie lûter und wie reine
ſîn kristallîniu wörtelîn
beidiu ſint und immer müezen ſîn.

Freilich iſt er bei all dieſer Klarheit doch oft ſo redſelig und breit in ſeiner Darſtellung, was vorzüglich in ſeinem Erec der Fall iſt, daß es nicht ſelten den Leſer ermüdet. Dies iſt jedoch ein allgemeiner Fehler aller mittelhochdeutſchen höfiſchen Dichter, es ſei denn, daß man Wolfram ausnehmen wollte. Wie klar und beſtimmt er übrigens, troz der bisweiligen Weitſchweifigkeit, den Grundgedanken der von ihm benutzten Mären oder Sagen auffaßte, davon giebt uns der Anfang ſeines Jweins einen Beweis, wo er als Ziel ſeiner Dichtung ſogleich den Saz aufſtellt: „Wer mit ganzer Kraft ſeiner Seele nach dem trachtet, was wahrhaftig gut iſt, dem folget Glück und Ehre." Auf dieſe Klarheit in der Auffaſſung der Grundidee der Sagen deuten auch wol die Worte Gottfrieds hin:

Hartman der Ouwære
ahî wie der diu mære
beide ûzen und innen
mit worten und mit ſinnen
durchverwet und durchzieret
wie er mit rede figieret (befeſtigt)
der âventiure meine (Bedeutung).

Was den Geiſt der Hartmann'ſchen Dichtung betrifft, ſo beurkundet ſich in den meiſten ſeiner Lieder und den legendenartigen Erzählungen ein frommer, ſelbſt der Ascetik zu=

gewandter Sinn, der mit tiefem Ernste das Heil der eigenen Seele bedenkend denselben Ernst auch Andern zu eigen machen und überall zur Ehre Gottes beitragen möchte, während in seinen Bearbeitungen welscher Stoffe vorzüglich eine behagliche schalkhafte Gutmüthigkeit und Naivetät hervortritt, die nicht leicht ohne Eindruck auf den Leser bleiben kann.

Sämmtliche Eigenthümlichkeiten Hartmanns machen die Lectüre seiner Werke vorzüglich dem Anfänger empfehlenswerth. Er ist am leichtesten verständlich, und die Schönheit und Reinheit seiner Sprache haben zugleich etwas so Ansprechendes, seine Worte schmiegen sich so gefällig an jedes Gemüth an, daß der Anfänger Freude haben wird, wenn er mit ihm seine Studien beginnt und erst später zum Nibelungenliede und zur Gudrun, oder zu Wolfram und Gottfried übergeht.

Es sind uns vier epische Dichtungen von Hartmann bekannt, die, ihrem inneren Werthe nach geordnet, folgende sind: „Der arme Heinrich“; „Gregorius vom Steine“; „Iwein, der Ritter mit dem Löwen“; und „Erec und Enite“. Ueber die chronologische Reihenfolge derselben ist man in soweit im Reinen, als die äußere formelle Vollendung den Iwein, der bereits 1204 vollendet war, als das letzte, und den in dieser Hinsicht am nächsten stehenden armen Heinrich als das vorletzte Werk Hartmanns

erwiesen hat. Nur schwankt man noch, ob man den Erec oder den Gregorius als das älteste Product Hartmanns annehmen soll, denn Moriz Haupt hält den ersteren für älter als den letzteren, während G. F. Benecke den Gregor für das älteste Gedicht des Auers ausgiebt. Doch wahrscheinlich verdient Haupts Meinung den Vorzug, und wir fangen daher die nähere Betrachtung der Hartmann'schen Dichtungen mit dem Erec an. Außerdem finden sich von Hartmann noch Lieder und ein Jugendgedicht, das sich in der Ambraser Handschrift des Erec erhalten hat *).

1) Erec und Enite, eine Erzählung aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde. Obgleich denselben Stoff schon der französische Dichter Chrétien de Troyes behandelte, beruht doch wahrscheinlich das Hartmann'sche Gedicht nicht auf dem des Chretien. Moriz Haupt stellte das Gedicht, nachdem schon Primisser im Anzeigeblatte zum 16ten Bande der Wiener Jahrbb. der Lit. einige Proben davon gegeben hatte, nach einer aus dem 16ten Jahrhundert erhaltenen Handschrift der k. k. Ambraser Sammlung in Wien, so gut er es mit Hülfe Lachmann's vermochte, in seiner ursprünglich mittelhochdeutschen Gestalt her (Leipzig, 1839), und S. O. Fistes lieferte eine Uebersetzung

*) Siehe die Vorrede zu der Ausgabe des Erec von Moriz Haupt. Seite IV.

(Halle, 1851). Der Inhalt der Erzählung ist dieser: Gleich im Anfange fehlt in der Handschrift des Gedichtes ein Blatt, welches wahrscheinlich von einer Jagd des Königs Artus auf einen weißen Hirsch berichtet, denn auf diese wird späterhin mehrmals als schon erzählt zurückgewiesen. Dieser Jagd muß auch die Königin Ginevra beigewohnt und einen der Ritter gebeten haben, ihr und ihren Weibern Gesellschaft zu leisten und „ditz was Êrec fil de roi Lac“, mit welchen Worten das Gedicht, wie es uns erhalten ist, beginnt. Die Königin und Erec sehen nun einen Ritter vorüberreiten, der, begleitet von einem Zwerge, eine schöne Jungfrau mit sich führt. Sie will wissen, wer dieser Ritter sei und schickt deßhalb eine Magd an denselben ab. Diese wird aber nicht nur ohne Antwort abgefertigt, sondern auch von dem Zwerge des Ritters mit Geißelhieben übel zugerichtet. Erec, erzürnt über diese Unbill, geht auf den Zwerg zu und stellt ihn darüber zur Rede, muß aber, weil er waffenlos ist, dieselbe Mißhandlung erdulden. Da er nun diese Schmach, die er obendrein vor den Augen der Königin erfahren hat, nicht verschmerzen kann, zieht er aus, um sich an jenem Ritter zu rächen. Bald kommt er ihm auch auf die Spur und sieht ihn in die Burg Tulmein reiten, deren Wirth der Herzog Imâin ist. Die Absicht, weßhalb der Ritter hier einkehrt, erfahren wir dann durch den Dichter selbst.

Jener Imâin hatte nämlich schon zwei Jahre hintereinander seinen Landsleuten ein Fest gegeben, auf welchem er als Preis für die Schönste der Frauen, die sich auf dem Feste einfinde, einen Sperber auf einer silbernen Stange ausgestellt hatte. Beide Jahre hatte nun jener Ritter durch die Jungfrau, die er mit sich führte, jenen Preis gewonnen und war, um, wie er meinte, ihn auch diesmal zu erhalten, jetzt zum Herzoge Imâin gezogen. Erec läßt ihn ruhig ziehen und kehrt am Abend zufällig bei einem früher reichen und angesehenen, nun aber aus seinem Erbe verstoßenen Grafen, Namens Coralus, ein, der ihn, so gut er kann, beherbergt und durch seine junge schöne Tochter Enite bedienen läßt. Die Holdseligkeit derselben sucht der Dichter dadurch hervorzuheben, daß er sagt, so Gott selbst hier auf Erden ritte, wäre er gewiß damit völlig zufrieden gewesen, wenn er einen solchen Marstaller gehabt hätte, als Erec an Eniten hatte. Coralus berichtet dann dem Erec auf seine Fragen über jenen Ritter, den er Yders nennt, und erzählt ihm die Ursache von dessen Einkehr bei Imâin. Da bittet Erec den Coralus um die Erlaubniß, seine Tochter Enite auf jenes Fest mitzunehmen, um durch ihre unübertreffliche Schönheit den Sperber zu gewinnen und des Ritters Plan zu vereiteln; wenn ihm der Sieg gelinge, wolle er Eniten zum Weibe nehmen. Coralus geht darauf ein, und andern Tags zieht Erec mit Eniten auf das Fest. Sobald er mit Yders vor der Sperber-

stange zusammentrifft, heißt er Eniten als der Schönsten, sich den Sperber nehmen. Da Yders ihr dies Vorrecht streitig machen will, kommt es zwischen ihm und Erec zu einem Kampfe, in welchem der Letztere siegt und dem Besiegten das Leben schenkt. Yders, nachdem er seinen Zwerg Maledicur für die an Erec verübte Mißhandlung aufs Grausamste gestraft hat, wird dann zum Zeugnisse der getilgten Schmach zur Ginevra geschickt und muß Erecs baldige Zurückkunft melden. Imâin bewirthet dann die Nacht den Erec im Hause des armen Coralus aufs Prächtigste und beschenkt ihn mit einem Pferde. Anderen Tags nimmt Erec und Enite Abschied vom Coralus und dessen Hausfrau Karsinefide und ziehen an des Königs Artus Hof, wo sie mit lauter Freude begrüßt werden und Enite bei allen Rittern der Tafelrunde — die bei dieser Gelegenheit alle namentlich aufgezählt werden — großes Aufsehen durch ihre Schönheit erregt. Nachdem Erec nun seinem Schwiegervater große Reichthümer zugesandt und ihn mit zwei Burgen in seines Vaters Lande beschenkt hat, machte er mit Eniten Hochzeit. Zum Schlusse derselben wird noch ein Turnier veranstaltet, und nachdem er auch hier nochmals seine Tapferkeit bewährt hat, zieht er mit seinem lieben Weibe heim in seines Vaters Land, Destregâls. Hier werden sie von dem alten Könige Lac aufs Freundlichste empfangen, dem Erec wird das Land von

Leben und Dichten

Hartmann's von Aue.

Leben und Dichten

Hartmann's von Aue,

dargestellt

von

Karl Barthel,

Verfasser der „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit“.

Berlin,

Verlag von Heinrich Schindler.

1854.

Einleitung.

Die deutsche Epik des Mittelalters ging in zwei ziemlich feindseligen Richtungen auseinander, in die Epik der höfischen oder der Kunstpoesie und die Epik volksthümlichen Charakters. Wurde die letztere von herumziehenden Rhapsoden (varndiu diet, varnde liute, varndez volc) gepflegt, die die Stoffe der deutschen Heldensage in ziemlich ungefüger Form behandelten und ihre kunstlosen Liederballaden in vierzeiligen Strophen vor dem Volke sangen; so war die höfische Epik dagegen in den Händen der gebildeteren Ritter und Edeln, die, abgestoßen von der Derbheit der nationalen Heldendichtung, zu ausländischen Stoffen griffen und diese in zweizeiligen Reimpaaren behandelten, um sie auf Fürstenlagern und Burgen zu recitiren.

War es schon der Standesunterschied der Dichter, der beide poetischen Richtungen trennte, so war es ebenso die Verschiedenheit der Stoffe, die sie auseinanderhielt. Aus

den altnationalen Heldensagen, an denen die Volkssänger festhielten, lugte noch das starre, unfrauenhafte und ungalante Heidenthum hervor, das für die christliche und höfische Lebensanschauung der Ritter zu spröde und zu roh erscheinen mußte, während in den welschen Sagen, die die höfischen Dichter zum Vorwurfe nahmen, nicht allein die Mystik und Ascese des Christenthums, sondern auch die Courtoisie und der Frauencultus des Ritterthums bereits ausgeprägt waren. So kam es denn, daß beide Richtungen der mittelhochdeutschen Poesie auch in Hinsicht des Geschmacks sich immer weiter von einander entfernten. Blieb die Volksdichtung eben bei all ihrer grotesken Derbheit doch einfach-episch und hielt den Ton markiger Kraft und simpler Objectivität inne, so zeigte dagegen die höfische Epik eine zwar kunstreichere und interessantere Behandlungsweise, verfiel aber nicht selten auch in das Wunderliche, Ueppige und gar zu Subjective. Erst als auch einzelne höfische Dichter sich daran machten, unseren altnationalen Liedern aus dem Kreise der Siegfried-, aus der Dietrich- und der Nordsee-Sage die Gestaltung zu geben, die in den beiden Hauptschätzen unserer Nationalepik, im Nibelungenliede und der Gudrun, auf uns gekommen sind, erst da gingen beide Richtungen der Epik ein Bündniß mit einander ein, freilich nicht ganz zum Besten der nationalen Heldenlieder, denn jene poetischen Ordner und Ueberarbeiter legten allzuviel von dem Geiste ihrer Zeit

in dieselben, ihre Ursprünglichkeit trübend und ihre volksmäßige Reinheit oft mit fremdartigen Zuthaten versetzend.

Dennoch haben wir dieser höfischen Epik oder epischen Kunstpoesie des deutschen Mittelalters viele der lieblichsten und großartigsten Dichtungen zu verdanken, die uns mit der höchsten Achtung erfüllen müssen gegen die Meister und Pfleger derselben.

Vor Allem sind es drei höfische Dichter, die über alle anderen Kunstdichter des deutschen Mittelalters weit hervorragen: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Daß diese Sänger gerade eine Trias ausmachen, ist nicht ohne tiefere Bedeutung, denn in ihnen stellt sich jene Trilogie künstlerischer Form und Fassung dar, die wir in der Kunst- und Literaturgeschichte aller Völker und Zeiten sich wiederholen sehen. Anfänglich erscheint die Kunst immer in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck, sucht mehr die Sache, die Idee, als die äußere Darstellung und sieht es mehr auf die Befriedigung des inwendigen Menschen, als auf künstlerischen Genuß ab. Dieser Charakter der Erhabenheit schlägt aber mit der Zeit in sein Gegentheil um. Gegen den Stoff, die Ideen wird man gleichgültiger, aber auf die Form legt man um so größeres Gewicht und erstrebt nun durch Gefälligkeit und Gewandtheit der Darstellung desto größeren dichterischen Genuß. Zwischen diesen beiden äußersten Gegensätzen, dem Erha-

benen und Graziösen, dem Strengen und Weichen, tritt dann das eigentlich maaßhaltige Schöne, in welchem sich wo möglich Idee und Formgebung durchdringen, mitten inne, ohne daß hier freilich die Hinneigung zu dem einen oder andern der bezeichneten Extreme ganz ausbliebe. Diese drei Phasen der Kunstentwickelung finden wir nicht nur auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wie z. B. auf dem der Malerei in Buonarotti, Raphael und Leonardo da Vinci, sondern vor Allem in der Geschichte der Poesie. Wurde bei den alten Hellenen das streng Erhabene, das eigentlich Schöne und das gefällig Weiche in der Trias ihrer Dramatiker repräsentirt, in Aeschylus, Sophokles und Euripides, stellt sich diese Dreiheit ebenso bei den Italiänern in Dante, Tasso und Ariost, bei den Spaniern in Calderon, Cervantes und Lope de Vega, ja bei uns neueren Deutschen etwa in Klopstock, Lessing und Wieland dar, so tritt dieselbe Trilogie künstlerischer Form und Auffassung auch in den genannten drei Dichtern des deutschen Mittelalters hervor.

Wolfram von Eschenbach, bald an Dante, bald an Klopstock erinnernd, repräsentirt die erhabene Kunstform. Hohe heilige Ideen und ein tiefsinniger Ernst liegen allen seinen Dichtungen zum Grunde und überall zeigt sich bei ihm eine priesterlich-würdige und strenge Weltansicht. Nicht selten aber kleidet er seinen ideenreichen Gehalt in mystische Dämmerung und erschwert, gerade wie

Klopstock, durch seine gehobene gedrängte Sprache das Verständniß seiner Dichtung im Einzelnen, so daß bei ihm, vor Allem bei seinem Parcival, dem gedankenschwersten Epos unserer Nation, ein tiefes Studium dazu gehört, um zum Genuß der Dichtung zu gelangen. So ist er der ideenreichste, ernsteste, aber auch dunkelste unter den Dichtern des deutschen Mittelalters. Das gerade Gegentheil von ihm ist Gottfried von Straßburg, der Wolfram ebenso diametral entgegensteht, wie Wieland dem Klopstock. Er repräsentirt die gefällig-weiche Kunstform. Geflissentlich sich abwendend von der Welt der Ideen und dem Ernste des Lebens, faßt er das letztere allein von seiner leichten, rosig-heitern Seite auf und gefällt sich darin, uns den ganzen Leichtsinn, den vollen üppigen Genuß desselben darzustellen, ohne, wie es scheint, sich um den sittlich erschlaffenden Einfluß zu kümmern, den diese Auffassungsweise haben könnte. Leidet bei ihm so der Inhalt seiner Dichtung, Tristan und Isolde, an Frivolität und weltmännischer Lüsternheit, so überragt er dagegen in diesem Gedichte an Kunstfertigkeit und Vollendung der Form alle Anderen, denn diese Zierlichkeit und Gefälligkeit der Rede, diese Klarheit und Anmuth der Darstellung, wie sie sich bei ihm finden, fand damals nicht ihres Gleichen und kann auch jetzt nur in Goethe und Wieland ihr Gegenstück finden.

Somit zeigen sich denn in diesen beiden Heroen der

mittelalterlich-deutschen Dichtung die beiden Extreme, die zu allen Zeiten höherer Cultur hervortreten, weil sie in der Menschennatur selbst tief begründet sind, nämlich die mit Geist und Gedankentiefe verbundene strengere und die mit Geschmack und äußerem Reiz sich paarende laxe Weltansicht.

Mitten zwischen beiden steht nun, wenn man will als Repräsentant des maaßhaltig Schönen, der Dichter, dem wir hier unsere Aufmerksamkeit insbesondere zuwenden wollen.

Hartmann von Aue

oder

Hartmann der Ouwære.

Er ist wahrscheinlich aus Schwaben gebürtig und war bei einem Herrn von Ouwe Dienstmann (ministerialis). Welcher Ort unter den vielen Oertern, die in Schwaben Aue*) heißen, mit diesem Ouwe gemeint sei, bleibt noch ungewiß. Nach Laßberg's Meinung soll der Dichter eigentlich Hartmann von Wesperspül oder Westerspül geheißen haben und ein Vasall des Abtes von Reichenau gewesen sein. Indeß zugegeben, daß der angegebene Name völlig richtig sei, so kann das Ouwe doch wol nicht Reichenau sein, da dies ein geistliches Besitzthum ist und hier nur von einem weltlichen die Rede sein kann. Vielleicht richtiger vermuthet Jacob Grimm, daß mit der Herrschaft Aue das Auw gemeint sei, welches in der schwäbischen Chronik des Thomas Lirer (aus dem 15ten Jahrhundert) vorkommt und noch jetzt in Oberschwaben

*) Auwe, Ouwe, lat. augia ist soviel als: Wasser, Fluß und Insel, gerade wie das Y und Ey, die bald Fluß, bald das umflossene Land bedeuten. Verwandt damit ist eaue = Wasser und γαια, αία.

im Bregenzischen liegt. Nach Hartmanns Andeutungen kann man schließen, daß er bei dem Herrn von Ouwe ein bestimmtes, vielleicht administratives Amt hatte und die Dichtkunst nebenbei als geistreichen Zeitvertreib müßiger Stunden und zur Ergötzung Anderer, vorzüglich seiner Herrschaft, trieb. Wenigstens geht dies aus Stellen hervor, wie die im Eingange seines Iwein, wo er sagt, er habe an den bouchen gelesen, „swenner sîne stunde niht baz bewenden kunde, daz er ouch tihtennes pflac“ und in der Einleitung seines armen Heinrichs, wo es heißt, er habe verschiedene Bücher in Augenschein genommen und darin nachgesucht, „obe er iht des funde, dâ mite er swære stunde senfter möhte machen und dâ mite er sich möhte gelieben (beliebt machen bei) den liuten.“ In den beiden so eben genannten Werken nennt Hartmann im Eingange sich selbst auch einen Ritter, der gelêret war, ein Ausdruck, der nach seiner Bedeutung von edoctus (nicht etwa doctus) nichts weiter sagen will, als daß der Dichter vor vielen Andern seiner Zeit den Vorzug des Jugendunterrichts voraus hatte, also selbst lesen und schreiben konnte, und nicht, wie das sogar bei dem gedankentiefen Wolfram der Fall war, eines Vorlesers und Schreibers bedurfte. Hartmann war, wie Viele seiner Zeitgenossen, nach dem Tode seines Herrn, den er wahrscheinlich sehr geehrt hatte, nach dem gelobten Lande gezogen, eine Fahrt, die er nach damaliger Ansicht zum

Seelenheile seines verstorbenen Herrn gemacht zu haben scheint. Dies ergiebt sich nämlich mit voller Gewißheit aus folgenden Liederstrophen des Dichters, die wir hier neuhochdeutsch wiedergeben: „Die Welt“, heißt es hier, „lacht mich trügerisch an und winket mir, nun bin ich ihr als ein unerfahrener Mann gefolgt; manchen Tag machte ichs nicht besser, als die Anderen und rannte dahin, wo doch Niemand Beständigkeit finden kann. Nun hilf mir, Herr Christus, der auf der Fahrt mein ist, daß ich mich dem Allen entsage mit deinem Zeichen, das ich hier trage. Seitdem mich der Tod meines Herrn beraubt hat, bekümmere ich mich nicht darum, wie es um die Welt nach seinen Lebzeiten steht, denn er hat meiner Freude den besten Theil dahin. Wohlgethan wäre es aber, wenn ich der Seele Heil besorgte. Ihm mag es nun zur Hülfe kommen, denn meine Fahrt, die ich unternommen habe, will ich als um seinetwillen gelten lassen. Vor Gott muß ich ihn sehen. Meine Freude war nie sorgenlos bis zu der Zeit, wo ich Christi Blumen (Glauben und gute Werke) ins Auge faßte, die ich hier trage.“ Auch aus einem anderen Liede, wo er von der Heimath Abschied nimmt und sagt, daß die Minne zu Gott ihn aus dem heimischen Lande über das Meer ziehe, sehen wir, daß der im vorigen Liede ausgesprochene bloße Entschluß zu der Kreuzfahrt wirklich von ihm ausgeführt wurde. Die Blüthe der Hartmann'schen Poesie fällt etwa 1195 und 1205, und das früheste Vor=

bild Hartmanns war wol Heinrich von Veldegk. Sein Dichterruhm war überaus groß und weit verbreitet. Vor Allen lobt ihn Gottfried von Straßburg in seinem Tristan, wo derselbe überhaupt von Zeile 4545—4672 sein Urtheil über die berühmtesten Dichter seiner Zeit ablegt. Da heißt es über ihn:

swer guote rede ze goute
und ouch ze rehte kan verstân
(d. h. der überhaupt Verstand, Einsicht in die Dichtkunst hat)
der muoz dem Ouwære lân
sîn schapel (seinen Kranz) und sîn lôrzwî
(Lorbeerzweig).

und dann fährt Gottfried von Straßburg fort: „Wer nun so flüchtig wie der Hase ist und auf der Worte Haide mit zusammengewürfelten Worten sich hochsprüngig und weitschweifig geberdet, dabei aber auf den Lorbeerzweig Anspruch machen wollte, was er übrigens umsonst thun würde, der lasse auch uns gleiche Ansprüche machen. Auch wir wollen den Zweig austheilen, wir, die wir die Blumen lesen helfen, mit denen dieses Lorbeerreis nach Blumenart bunt durchflochten ist, wir wollen wissen, warum er es begehre. Denn wer es begehrt, der trete hervor und stecke seine Blumen daran. Dann können wir an den Blumen wahrnehmen, ob sie sich so wohl dazu schicken

daß wir dem Ouwære das Lorbeerreis nehmen und es ihm geben. Da aber noch Niemand gekommen ist, dem es mit vollerem Rechte gebührte (als dem Auer), soll es auch bei ihm bleiben, so wahr euch Gott helfe." Auch Rudolf von Ems, der in seinem um die Mitte des 13ten Jahrhunderts geschriebenen Wilhelm von Orlens einen dem Gottfried nachgeahmten Abriß der damaligen Poesie einflicht, führt hier den Ouwære als den, der Êrekes getât und von dem Leuen (womit der Iwein gemeint ist) getihtet hat, unter den berühmtesten Dichtern seiner Vorzeit auf.

Hartmanns besondere Vorzüge als Dichter sind aber auch, obschon er den Vergleich mit Wolfram und Gottfried nicht aushält, durchaus nicht gering anzuschlagen. Er besitzt vor Allem eine große Gewandtheit im Vortrage, der Fluß seiner Rede bewegt sich frei, leicht und natürlich und ist vorzüglich wegen der Ungezwungenheit in den Uebergängen zu loben. Seine Darstellungsart hat überdies etwas außerordentlich Klares und Durchsichtiges, und alle schwerfällige Dunkelheit, wie sie nicht selten sich bei Wolfram findet, ist ihm fremd; kurz in seinen Werken zeigt sich das „wohlgehaltene Maaß höfischer Anmuth." In Hinsicht der äußeren Form endlich zeichnet er sich vor allen mittelhochdeutschen Dichtern durch die Reinheit seiner Reime aus. Entzückt über die Klarheit und Reinheit der Hartmann'schen Dichtung ruft daher auch Gottfried in jener Stelle des Tristan aus:

wie lûter und wie reine
ſîn kristallîniu wörtelîn
beidiu ſint und immer müezen ſîn.

Freilich ist er bei all dieser Klarheit doch oft so redselig und breit in seiner Darstellung, was vorzüglich in seinem Erec der Fall ist, daß es nicht selten den Leser ermüdet. Dies ist jedoch ein allgemeiner Fehler aller mittelhochdeutschen höfischen Dichter, es sei denn, daß man Wolfram ausnehmen wollte. Wie klar und bestimmt er übrigens, trotz der bisweiligen Weitschweifigkeit, den Grundgedanken der von ihm benutzten Mären oder Sagen auffaßte, davon giebt uns der Anfang seines Iweins einen Beweis, wo er als Ziel seiner Dichtung sogleich den Satz aufstellt: „Wer mit ganzer Kraft seiner Seele nach dem trachtet, was wahrhaftig gut ist, dem folget Glück und Ehre.“ Auf diese Klarheit in der Auffassung der Grundidee der Sagen deuten auch wol die Worte Gottfrieds hin:

Hartman der Ouwære
ahî wie der diu mære
beide ûzen und innen
mit worten und mit ſinnen
durchverwet und durchzieret
wie er mit rede figieret (befestigt)
der âventiure meine (Bedeutung).

Was den Geist der Hartmann'schen Dichtung betrifft, so beurkundet sich in den meisten seiner Lieder und den legendenartigen Erzählungen ein frommer, selbst der Ascetik zu-

gewandter Sinn, der mit tiefem Ernste das Heil der eigenen Seele bedenkend denselben Ernst auch Andern zu eigen machen und überall zur Ehre Gottes beitragen möchte, während in seinen Bearbeitungen welscher Stoffe vorzüglich eine behagliche schalkhafte Gutmüthigkeit und Naivetät hervortritt, die nicht leicht ohne Eindruck auf den Leser bleiben kann.

Sämmtliche Eigenthümlichkeiten Hartmanns machen die Lectüre seiner Werke vorzüglich dem Anfänger empfehlenswerth. Er ist am leichtesten verständlich, und die Schönheit und Reinheit seiner Sprache haben zugleich etwas so Ansprechendes, seine Worte schmiegen sich so gefällig an jedes Gemüth an, daß der Anfänger Freude haben wird, wenn er mit ihm seine Studien beginnt und erst später zum Nibelungenliede und zur Gudrun, oder zu Wolfram und Gottfried übergeht.

Es sind uns vier epische Dichtungen von Hartmann bekannt, die, ihrem inneren Werthe nach geordnet, folgende sind: „Der arme Heinrich"; „Gregorius vom Steine"; „Iwein, der Ritter mit dem Löwen"; und „Erec und Enite". Ueber die chronologische Reihenfolge derselben ist man in soweit im Reinen, als die äußere formelle Vollendung den Iwein, der bereits 1204 vollendet war, als das letzte, und den in dieser Hinsicht am nächsten stehenden armen Heinrich als das vorletzte Werk Hartmanns

erwiesen hat. Nur schwankt man noch, ob man den Erec oder den Gregorius als das älteste Product Hartmanns annehmen soll, denn Moriz Haupt hält den ersteren für älter als den letzteren, während G. F. Benecke den Gregor für das älteste Gedicht des Auers ausgiebt. Doch wahrscheinlich verdient Haupts Meinung den Vorzug, und wir fangen daher die nähere Betrachtung der Hartmann'schen Dichtungen mit dem Erec an. Außerdem finden sich von Hartmann noch Lieder und ein Jugendgedicht, das sich in der Ambraser Handschrift des Erec erhalten hat *).

1) Erec und Enite, eine Erzählung aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde. Obgleich denselben Stoff schon der französische Dichter Chrétien de Troyes behandelte, beruht doch wahrscheinlich das Hartmann'sche Gedicht nicht auf dem des Chretien. Moriz Haupt stellte das Gedicht, nachdem schon Primisser im Anzeigeblatte zum 16ten Bande der Wiener Jahrbb. der Lit. einige Proben davon gegeben hatte, nach einer aus dem 16ten Jahrhundert erhaltenen Handschrift der k. k. Ambraser Sammlung in Wien, so gut er es mit Hülfe Lachmann's vermochte, in seiner ursprünglich mittelhochdeutschen Gestalt her (Leipzig, 1839), und S. O. Fistes lieferte eine Uebersetzung

*) Siehe die Vorrede zu der Ausgabe des Erec von Moriz Haupt. Seite IV.

(Halle, 1851). Der Inhalt der Erzählung ist dieser: Gleich im Anfange fehlt in der Handschrift des Gedichtes ein Blatt, welches wahrscheinlich von einer Jagd des Königs Artus auf einen weißen Hirsch berichtet, denn auf diese wird späterhin mehrmals als schon erzählt zurückgewiesen. Dieser Jagd muß auch die Königin Ginevra beigewohnt und einen der Ritter gebeten haben, ihr und ihren Weibern Gesellschaft zu leisten und „ditz was Érec fil de roi Lac“, mit welchen Worten das Gedicht, wie es uns erhalten ist, beginnt. Die Königin und Erec sehen nun einen Ritter vorüberreiten, der, begleitet von einem Zwerge, eine schöne Jungfrau mit sich führt. Sie will wissen, wer dieser Ritter sei und schickt deßhalb eine Magd an denselben ab. Diese wird aber nicht nur ohne Antwort abgefertigt, sondern auch von dem Zwerge des Ritters mit Geißelhieben übel zugerichtet. Erec, erzürnt über diese Unbill, geht auf den Zwerg zu und stellt ihn darüber zur Rede, muß aber, weil er waffenlos ist, dieselbe Mißhandlung erdulden. Da er nun diese Schmach, die er obendrein vor den Augen der Königin erfahren hat, nicht verschmerzen kann, zieht er aus, um sich an jenem Ritter zu rächen. Bald kommt er ihm auch auf die Spur und sieht ihn in die Burg Tulmein reiten, deren Wirth der Herzog Imâin ist. Die Absicht, weßhalb der Ritter hier einkehrt, erfahren wir dann durch den Dichter selbst.

Jener Imâin hatte nämlich schon zwei Jahre hintereinander seinen Landsleuten ein Fest gegeben, auf welchem er als Preis für die Schönste der Frauen, die sich auf dem Feste einfinde, einen Sperber auf einer silbernen Stange ausgestellt hatte. Beide Jahre hatte nun jener Ritter durch die Jungfrau, die er mit sich führte, jenen Preis gewonnen und war, um, wie er meinte, ihn auch diesmal zu erhalten, jetzt zum Herzoge Imâin gezogen. Erec läßt ihn ruhig ziehen und kehrt am Abend zufällig bei einem früher reichen und angesehenen, nun aber aus seinem Erbe verstoßenen Grafen, Namens Coralus, ein, der ihn, so gut er kann, beherbergt und durch seine junge schöne Tochter Enite bedienen läßt. Die Holdseligkeit derselben sucht der Dichter dadurch hervorzuheben, daß er sagt, so Gott selbst hier auf Erden ritte, wäre er gewiß damit völlig zufrieden gewesen, wenn er einen solchen Marstaller gehabt hätte, als Erec an Eniten hatte. Coralus berichtet dann dem Erec auf seine Fragen über jenen Ritter, den er Yders nennt, und erzählt ihm die Ursache von dessen Einkehr bei Imâin. Da bittet Erec den Coralus um die Erlaubniß, seine Tochter Enite auf jenes Fest mitzunehmen, um durch ihre unübertreffliche Schönheit den Sperber zu gewinnen und des Ritters Plan zu vereiteln; wenn ihm der Sieg gelinge, wolle er Eniten zum Weibe nehmen. Coralus geht darauf ein, und andern Tags zieht Erec mit Eniten auf das Fest. Sobald er mit Yders vor der Sperber-

stange zusammentrifft, heißt er Eniten als der Schönsten, sich den Sperber nehmen. Da Yders ihr dies Vorrecht streitig machen will, kommt es zwischen ihm und Erec zu einem Kampfe, in welchem der Letztere siegt und dem Besiegten das Leben schenkt. Yders, nachdem er seinen Zwerg Maledicur für die an Erec verübte Mißhandlung aufs Grausamste gestraft hat, wird dann zum Zeugnisse der getilgten Schmach zur Ginevra geschickt und muß Erecs baldige Zurückkunft melden. Imâin bewirthet dann die Nacht den Erec im Hause des armen Coralus aufs Prächtigste und beschenkt ihn mit einem Pferde. Anderen Tags nimmt Erec und Enite Abschied vom Coralus und dessen Hausfrau Karsinefide und ziehen an des Königs Artus Hof, wo sie mit lauter Freude begrüßt werden und Enite bei allen Rittern der Tafelrunde — die bei dieser Gelegenheit alle namentlich aufgezählt werden — großes Aufsehen durch ihre Schönheit erregt. Nachdem Erec nun seinem Schwiegervater große Reichthümer zugesandt und ihn mit zwei Burgen in seines Vaters Lande beschenkt hat, machte er mit Eniten Hochzeit. Zum Schlusse derselben wird noch ein Turnier veranstaltet, und nachdem er auch hier nochmals seine Tapferkeit bewährt hat, zieht er mit seinem lieben Weibe heim in seines Vaters Land, Destregâls. Hier werden sie von dem alten Könige Lac aufs Freundlichste empfangen, dem Erec wird das Land von

seinem Vater übergeben, und beide Gatten leben im höchsten Glücke zusammen.

Hier ist ein merklicher Abschnitt im Gange der Geschichte, und der Leser könnte sogar erwarten, daß das Gedicht hier zu Ende wäre, da das so eben Erzählte ein in sich völlig abgeschlossenes Ganzes bildet. Indeß, wie wir aus dem Folgenden ersehen werden, hat der Dichter bis hierher nur die Vorgeschichte zu dem Hauptinhalte seines Gedichts liefern wollen, der nun erst, nachdem das Vorige 2922 Verse hinweggenommen hat, beginnt. Der Dichter knüpft nun an das eheliche Glück Erecs und Enitens, das er zuletzt erwähnt hat, wieder an. Dieses nämlich ist Schuld daran, daß Erecs Leben in Einförmigkeit und süßem Müssiggange untergeht und er selbst in ein unritterliches Wesen verfällt. „Vordem", sagt der Dichter, „war er biderbe und gut und hatte ritterlichen Sinn, jetzt aber war sein einziges Geschäft, Frau Eniten zu minnen, und das that er denn auch so sehr, daß er ihretwegen alle Ehre aufgab und sich völlig verlag." Als ihm nun Enite einst in einer traulichen Stunde meldet, wie sehr seine Lebensart seinen Hof und alle Welt verdrieße, macht er sich noch desselben Tags, ohne daß seine Leute um sein Vorhaben wissen, mit ihr auf, um auf Abenteuern die verlorene Ehre wieder zu erringen. Enite muß vor ihm herreiten und gleich anfangs bei Lebensstrafe geloben, auf der ganzen Fahrt kein Wort zu sprechen und ihm nichts von

dem zu sagen, was sie um sich her höre und sehe. Aber schon als die Nacht hereinbricht und Enite drei Räuber gewahr wird, bricht sie in der Angst um des theuren Mannes Leben ihr Gelübde, indem sie ihm die nahe Gefahr meldet. Nachdem Erec die drei erstochen, macht er ihr deßhalb die härtesten Vorwürfe und läßt sie das Gelübde erneuern. Indeß nicht besser macht sie es noch dieselbe Nacht, als eine gleiche Besorgniß beim Anblicke von fünf andern Räubern sie zu reden nöthigt. Erec tödtet auch diese, wirft ihr aber noch unsanfter ihre Wortbrüchigkeit vor und droht sogar, sie zu tödten, wovon ihn nur ihr Gnadeflehen und die abermalige Erneuerung ihres Gelübdes abzuhalten scheint. Zur Strafe muß sie aber die acht Rosse der Räuber nach Knappenart vor ihm herführen. Als der Tag aufgeht, kommen sie zu einem Marktflecken, wo sie von ungefähr auf einen Knaben treffen, der sie speist und reinigt und eins der Pferde von Erec dafür zum Lohne erhält. Schon dieser Knabe hat Erec in seines Herrn, eines Grafen, Haus eingeladen, doch vergebens. Als sie aber dort vorbeiziehen und dieser sie freundlich anruft, kehren sie hier ein und pflegen der Ruhe. Der Graf, dem Enite ihrer Schönheit wegen behagt und zugleich um ihres quälerischen Mannes willen bedauernswerth erscheint, sucht ihr Herz durch allerlei Vorstellungen dem Erec abspenstig zu machen und sie selbst für sich zum Weibe zu gewinnen. Obgleich sie sich nun anfangs offen dessen wei=

gert, so erheuchelt sie ihm, durch seine Drohungen überwältigt, doch zuletzt Liebe und bittet ihn nur, sein Vorhaben bis morgen zu verschieben, da sie bis dahin erst ihren Mann wehrlos machen wolle, um dann ungestörter ihm zu Willen sein zu können. Der Graf geht freudig darauf ein und erharrt den Ausgang. Des Nachts aber im Bette redet sie ihren Erec an und meldet ihm des Grafen ruchlosen Antrag und Plan, worauf Erec alsbald ohne Wissen des Wirths noch dieselbe Nacht aus der Burg reitet und dem Ingesinde zum Danke für die Bewirthung die übrigen sieben Pferde zurückläßt. Als der Graf nun Eniten umsonst sucht und sich bitter getäuscht sieht, eilt er flugs dem Erec nach, um ihm wo möglich noch unterwegs das Weib zu rauben. Eben hat Erec der Enite Vorwürfe darüber gemacht, daß sie abermals ihr Stillschweigen gebrochen habe und ihr deßhalb wiederum mit dem Tode gedroht, als sie beim Herannahen des Grafen und dessen Gefolges voll Angst in die Worte ausbricht: „Lieber Herr, dir naht ein großes Heer, sie wollen dir schaden“. Nachdem er dann den Grafen verwundet und sechs seiner Genossen getödtet, erfährt sie nochmals harte Vorwürfe von ihm und verspricht zum letzten Male, nun und nimmermehr sein Gebot zu übertreten. Darauf besteht er siegreich ein Abenteuer mit dem zwerghaften aber starken König Guivreiz le pitîz, in dessen Land ihn sein Weg geführt hatte, wird aber dabei stark verwundet. Da

er indeß dem ebenfalls verwundeten Guivreiz im Kampfe das Leben geschenkt hat, nimmt dieser ihn, nachdem sie sich gegenseitig ihre Namen genannt, zum Danke mit auf seine Burg, wo er ihn aufs Freundlichste bewirthet. Durch die Lücke, die sich hier in der Handschrift findet, ist uns wahrscheinlich nur das Ende des eben Erzählten, so wie der erste Anfang des folgenden Abenteuers, verloren gegangen. Plötzlich finden wir nämlich unsern Helden mit des Königs Artus Truchseß Kâî zusammen, der auch hier wie im Iwein als ungeschliffener Prahlhans und Zungendrescher (kâtspreche) auftritt. Er droht, den Erec gefangen mit zu Artus Hofe nehmen zu wollen. Nach heftigem Wortwechsel stoßen sie kämpfend auf einander, Kâî (im Iwein: Keiî) wird besiegt und soll dem Erec sein Pferd ausliefern. Da dieser aber um Erlaß dieser Strafe bittet, weil ihm selbst das Pferd nicht gehöre, sondern vom Gawein nur geliehen sei, läßt er ihn, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, mit dem Rosse ungefährdet abziehen. Kai berichtet, als er an des Artus Hof zurückgekommen ist, sein Abenteuer und spricht die Vermuthung aus, daß Erec es sei, der ihn so glimpflich behandelt habe. Auf diese Vermuthung hin reitet Gawein aus, um Erec aufzusuchen und an den Hof zu laden. Er trifft auch wirklich mit ihm zusammen, vermag aber trotz aller Bitten ihn nicht zur Einkehr bei König Artus zu bewegen. Ohne sein Wissen sendet er deßhalb eiligst einen Boten an Ar-

tus, während er selbst den Erec durch Gespräche unterwegs aufhält. Bald kommt auf des Boten Bericht Artus selbst mit seinem ganzen Hofstaate, und da Erec nun den Bitten desselben nicht weiter widerstehen mag, kehrt er mit ihm um und bringt eine Zeit lang an seinem Hofe zu, bis hier ein wunderbares Pflaster der Fee Morgana (Fâmurgân), deren Zaubermacht bei dieser Gelegenheit fast zu umständlich erzählt wird, seine Wunden geheilt hat, worauf er zum Bedauern des ganzen Hofes scheidet, um neue Abenteuer aufzusuchen. Alsbald findet er in einem Walde ein jammerndes Weib, welches ihm klagt, daß zwei Riesen ihr ihren Mann geraubt hätten. Er eilt diesen Riesen nach, besiegt sie und führt den Mann, welcher Bafriol heißt, in die Arme des beglückten Weibes zurück. Beide, Mann und Weib, geben sich zum Danke für seine Rettung ihm zu eigen, worauf er sie als Zeugnisse seiner Tapferkeit zur Königin Ginevra schickt. Durch die Anstrengung des Kampfes mit den Riesen sind aber seine Wunden wieder aufgegangen, und er fällt wie todt zur Erde. Enite, die ihn für wirklich todt hält, erhebt ein Klagegeschrei und will in ihrer Verzweiflung sich eben entleiben, als plötzlich der Graf Oringles von Limors darauf zutrifft und sie daran verhindert. Da auch er Erec für todt hält und von Enitens Schönheit entzückt wird, bietet er sich ihr zum Manne an und führt sie und den scheintodten Erec, trotzdem daß sie sich seinem Antrage heftig widersetzt, auf seine

Burg, um letzteren sobald als möglich zu begraben. Dort wird Erec dann auf einer Bahre ausgesetzt, Enite aber gezwungen, sich mit dem Grafen zu vermählen. Als sie nun vor Trauer des Tages nicht essen will, schlägt sie der Graf und, von ihrem Jammergeschrei erweckt, springt Erec plötzlich von der Bahre auf, tödtet den Grafen, schlägt die Leute desselben, die den eben noch todt Geglaubten für ein Gespenst halten, in die Flucht und macht sich dann mit Eniten wieder auf den Weg. Jetzt erst, da er ihre Treue endlich völlig geprüft zu haben glaubt, entbindet er sie ihres Gelübdes, bittet sie alles zugefügten Ungemachs wegen um Verzeihung und gesteht ihr, daß er sie nur habe auf die Probe stellen wollen. Einer der Knappen des getödteten Grafen war indeß zu Guivreiz gelaufen und hatte ihm den Vorfall mit dem Todten erzählt. Guivreiz erkennt sogleich aus der Erzählung den Erec und macht sich auf, ihm aus Dank für seine ihm früher bewiesene Freundschaft schützendes Geleit aus dem Lande zu geben. Er trifft mit ihm zusammen und wird von nun an sein steter Gefährte. Auf der Burg Penefrec, die, mitten in einem fischreichen See und wildreichem Jagdgehege aufgebaut, alles Speisevorraths voll ist, verweilt dann Erec, um seine Wunden zu heilen. Als sie wieder Abschied nehmen, ersetzen die Schwestern des dortigen Königs Eniten ihr bei dem Abenteuer mit Oringles abhanden gekommenes Pferd durch ein weit prächtigeres, dessen Sattelzeug

und Tugenden mit der größesten Weitschweifigkeit geschildert werden. Darauf macht sich Erec wieder auf den Weg und gedenkt nach Brittannien zum König Artus zu reisen. Sie kommen aber von dem Wege ab und stoßen auf eine wundersam prächtige Burg Brandigan, die mit vielen Thürmen geziert und von einem weiten, wonnesamen Baumgarten umgeben ist. Guivreiz, der weiß, wie es um diese Burg steht, warnt den Erec, dort einzukehren, weil schon viele treffliche Ritter dort zu Schanden gekommen wären. Indeß, gerade dieser Warnung zum Trotze, zieht Erec auf diese Burg und läßt sich noch weniger durch die Warnung der Leute davon abhalten, die in der Stadt unter der Burg eben zu einem Feste versammelt sind. Auf der Burg wird er köstlich bewirthet und sieht achtzig Frauen, deren Männer, wie der Wirth erzählt, vom Burgherrn erschlagen seien. Da er den Wirth bittet, ihn das Abenteuer mit dem Burgherrn bestehen zu lassen, führt ihn dieser in den Baumgarten, wo eine Menge Stäbe mit den Köpfen der Erschlagenen aufgestellt sind und nur ein Stab leer steht, an welchem ein Horn aufgehängt ist. Er findet in dem Garten alsdann ein schönes Weib, und da alsbald auch ihr Mann, der Riese Mabonagrin, erscheint, so kämpft er mit diesem und besiegt ihn. Der Besiegte erzählt ihm dann, daß er seinem Weibe, jener schönen Frau, die er gesehen, habe geloben müssen, so lange in diesem Baumgarten zu bleiben, bis ihn Einer vor ihren

Augen besiegt habe. Bis jetzt habe dies noch Keiner vermocht, er sei der Erste und habe ihn also aus dieser Einsamkeit, die er lange schon satt habe, befreit, weßhalb er denn zur freudigen Kunde der Stadtbewohner jenes Horn blasen möge. Er thut dies, und Alles eilt nun dem Sieger frohlockend entgegen. Darauf scheidet Erec, nachdem er kurze Zeit hier verweilt hat, und reist mit jenen männerlosen achtzig Frauen zu Artus Hof. Nachdem er hier ein fröhliches Hoffest mitgefeiert hat, scheidet er auch hier, läßt Guivreiz seines Weges ziehen und kehrt in sein Vaterland zurück, wo er noch lange mit der getreuen Enite wonniglich lebt.

Nach Karl Lachmann's Bemerkung ist dieses Gedicht die Grundlage der erzählenden Poesie geringerer Dichter. Daß es eine der frühesten Jugendarbeiten des Dichters ist, ergiebt sich aus einem Vergleich desselben mit dessen letztem Werke, dem Iwein. Während diesen eine schöne Ebenmäßigkeit in der Behandlung des Stoffes auszeichnet, zeigt sich hier eine ermüdende Ausführlichkeit in der Schilderung von Nebendingen, wie des Pferdes und dessen Sattelzeuges, welches die Königsschwestern Eniten auf der Burg Penefrec schenken, oder wie in der Episode von der Zaubermacht der Fee Morgana bei Gelegenheit eines von ihr zubereiteten Pflasters, oder endlich bei der peinlich langweiligen Aufzählung der Ritter der Tafelrunde; während über wichtigere Dinge leicht hinweggeschlüpft wird.

Auch die Uebergänge sind hier nicht so künstlich als im Iwein, und wenn in diesem die Sprache rein und schön ist, so finden sich im Erec die größesten Sprachhärten, unreine Reime, unhöfische Ausdrücke. Was den poetischen Werth des Gedichtes betrifft, so muß zunächst bedauert werden, daß Hartmann, der in der Behandlung heimischen Stoffes so überaus liebenswürdig erscheint, gerade an diesen welschen unfruchtbaren Stoff verfiel. Dieses in der Sagenquelle begründete Don Quixote'sche Aufsuchen von Abenteuern, die noch dazu ziemlich locker mit einander zusammenhängen, das gänzlich grillenhafte Gebot des Stillschweigens, dem sich Enite unterwerfen muß, so wie Erecs unnatürliche Behandlung derselben, die Beide der Dichter erst sehr spät als Prüfung der Treue darstellt und so zu motiviren sucht, lassen den Leser unserer Zeit gerade keinen beträchtlichen Genuß von diesem Werke ziehen. — Die dem Dichter eigenthümliche Anmuth tritt eigentlich nur an den Stellen hervor, wo er in eigenen Reflexionen vom Stoffe abschweift. Hierher gehören vorzüglich folgende Stellen: 1) Vers 1317—1332, wo es heißt „Frau Enite, das Kind, legte ihn (den Erec) nach dem Streite in ihren Schooß, damit er ausruhe. Ihre Gebärde war sehr schamhaft, wie es bei Mädchen wol der Fall ist. Sie redete nicht viel mit ihm, denn das ist ja aller Sitte, daß sie zuerst schämerig und scheu sind wie die Kinder. Nachher aber werden sie so klug, daß sie wol wissen, was ihnen

gut ist. Was ihnen jetzt noch beschwerlich scheint, ist ihnen dann lieb, und sie nehmen gar gern, wo sie nur ein Recht dazu haben, einen süßen Kuß für einen Schlag und eine gute Nacht für übelen Tag". 2) Vers 1579 ff., wo die früher ärmlich gekleidete Enite an Artus Hofe sich in reiche Kleider wirft und die Armuth also gleichsam vor der Pracht des Reichthums entweichen muß, sagt der Dichter in lebendiger Anschauung: „Nun bedeckte die Frau Armuth vor großer Schaam ihr Haupt, denn sie war nun der freundlichen Stätte (Enite) beraubt (auf der sie früher geweilt hatte), sie mußte von dannen weichen und floh von ihrer Wohnung. Dafür zog die Reichheit (der Reichthum) auf ihre Niederlassung". 3) Vers 1858 ff., wo Enite und Erec wegen der zahlreichen Umgebung ihren Liebesäußerungen lästige Schranken setzen müssen, heißt es in einem treffenden Gleichnisse: „Die Minne herrschte unter ihnen und fügte ihnen großes Ungemach. Sobald Eins das Andere ansah, so war ihnen nicht besser, als einem Habicht, dem sein Maaß von Atzung blos vor die Augen kommt, wenn ihn doch der Hunger zwingt und dem, weil er nur um so mehr darauf besteht, je mehr es ihm gezeigt wird, viel übler zu Sinne ist, als wenn er es nie gesehen hätte". Solcher naiven Reflexionen und Gleichnisse finden sich mehrere und sie sind das Einzige, was uns für das übrigens Unepische und Unerquickliche des Gedichts entschädigt.

2) Gregorius vom Steine, eine Legende, deren Quelle unbekannt ist. Herausgegeben wurde sie von Karl Lachmann (Berlin, 1838) und übersetzt von S. O. Fistes (Halle, 1851). Ihr Inhalt ist folgender: Ein reicher Herr in Aquitanien hatte zwei Kinder, bei deren Geburt die Mutter den Tod gewann. Als die Kinder zehn Jahre alt sind, stirbt auch der Vater und empfiehlt vor seinem Absterben die Tochter aufs Dringendste der Obhut des Sohnes an. Seit des Vaters Tode wohnen denn auch die Kinder einig bei einander. Nicht nur, daß der Sohn alle Lieblingswünsche der Schwester befriedigt, sie mit Kleidern und Bequemlichkeiten aller Art versorgt und den Tisch mit ihr theilt, sondern sogar ihre Betten stehen so nahe bei einander, daß sie sich auch des Nachts sehen können. Bald gewinnt aber der Sohn eine so heiße Liebe zu seiner Schwester, daß er sie, verlockt durch die List des Satans, der sie beide um ihrer Einigkeit und Wonne willen beneidet, eines Nachts entehrt. Die bitterste Reue bleibt nicht aus. Die Schwester verfällt in Trübsinn, dem Bruder ist der Honig zur Galle gefallen und an Beiden zeigt Frau Minne gar bald ihre drückende Gewohnheit, sie, die stets nach Liebe Leid bringt. Als die Schwester sich schwanger fühlt, wenden sie sich in ihrer Rathlosigkeit an einen weisen Mann, den der Vater ihnen einst als Rathgeber empfohlen hatte. Dieser schlägt dem Sohne vor, er möge seine Mannen zusammen berufen und

vorgeben, er wolle um seiner Sünden willen nach dem gelobten Lande ziehen. Dann solle er öffentlich vor ihnen seine Schwester während seiner Abwesenheit in seine, des weisen Mannes Obhut empfehlen, worauf er sie zu sich in sein Haus nehmen und so ihre Schande verdecken wolle. Sie folgen diesem Rathschlage. Der Sohn verreist zum Scheine, und das wonnigliche Kind wird unterdeß in dem Hause des Weisen in aller Verborgenheit geboren. Dies ist dann der guote sündære (der gute Sünder), von dem das Gedicht eigentlich handelt. Damit aber auch in Zukunft die Schande nicht etwa an den Tag komme, wird das Kind ausgesetzt. Dazu legt die Mutter das Kindlein in ein Gefäß, worin sie seidene Gewänder ausbreitet und zum Behuf seiner künftigen Erziehung 20 Mark Goldes legt. Zugleich fügt sie eine Tafel hinzu, worauf des Kindes hohe Geburt gemeldet wird, worauf aber auch geschrieben steht, daß die, die es geboren, seine Base sei und zuletzt die Bitte beigefügt ist, der, der das Kindlein finde, möge es taufen und in den Büchern unterrichten lassen. So setzt sie das Gefäß in eine ledige Barke, die sie zufällig findet und überläßt es mit banger Furcht und Sorgen und unter vielen Thränen dem Meere und den Winden. Die Schwester trennt sich nun auf den Rath des Weisen ganz von ihrem Bruder, und dieser wird vor Sehnsucht nach ihr so krank, daß ihm der Leib verdorrt und er

stirbt. Obgleich nun viele große und reiche Herren um die Schwester werben, so weist sie doch Alle von sich, da sie von nun an nur den gnädigen Gott zur Minne erwählt hat. Einer aber dieser Freier, als alle seine Botschaften und Bitten vergeblich sind, überzieht ihr Land mit Krieg und verheert es bis auf die Hauptstadt, wo die Schwester wohnt. Aber auch diese beunruhigt er von Zeit zu Zeit durch feindliche Ausfälle.

Unterdeß warfen das Kind die wilden Winde umher. Aber Gott beschützte es, wie er einst Jonas in des Fisches Bauche behütet hatte und nahm sich des Kindes wie eine Amme an. Nach zwei Nächten und einem Tage kommt es an ein Land, an dessen Ufer ein Kloster liegt. Der Abt dieses Klosters hatte so eben zwei Fischer zum Fischfange an das Gestade geschickt, und diese finden zu ihrer größesten Verwunderung in der leeren Barke das winzige Kind. Die Fischer bringen es dem Abte, und dieser übergiebt es einem derselben zur Pflege, wozu er ihm einen Theil des beigelegten Goldes einhändigt. Das Kind wird getauft und Gregorius genannt. Von nun an steht es in des Abtes Obhut, bleibt aber im Hause des Fischers. Als aber das Kind sechs Jahre alt ist, nimmt es der Abt zu sich ins Kloster, kleidet es in Pfaffengewänder und läßt ihm die Bücher lehren. An dem Kinde aber stellen sich große Wunderdinge heraus. Es ist fleißig und gegen seinen Meister gehorsam. Die Frau sælikheit hat alle Weisheit

an dasselbe gelegt, es wird gelehrt, stark, schön, geduldigen Sinnes und lebt zu Aller Wohlgefallen. In seinem elften Jahre giebt es keinen besseren Grammaticus als Gregorius, auch wird ihm die dîvinitas durchleuchtet, d. i. die Kunst von der Gottheit (Theologie), und nicht minder zeichnet es sich in den lêgibus aus, d. i. die Kunst vom Gesetze (Rechtsgelehrsamkeit). Des Fischers Frau will aber endlich wissen, woher das Kind komme und das Gold, das zu seiner Erziehung angewandt wird, und da ihr Mann das ihm anempfohlene Geheimniß ihr nicht eröffnen will, wird ihr das Kind ein Gegenstand des Aergers und Verdrusses. Als Gregorius daher einst das Kind des Fischers beim Spiele geschlagen hat, und dieses sich schluchzend bei seiner Mutter beklagt, flucht diese dem Gregorius und stößt in der Hitze des Zorns heraus, es wäre besser, das Findelkind hätten die Fische gefressen. Gregorius, der schon auf dem Wege zu ihr ist, um bei ihr jenes Vergehens wegen um Verzeihung zu bitten, hört diese Rede des Weibes, und da sie ihn mit trüben Ahnungen über seine Herkunft erfüllt, geht er zum Abte, um von diesem nähere Auskunft darüber zu erhalten. Als dieser ihm nun zögernd das ganze Geheimniß seiner Geburt eröffnet hat, fühlt er sich in seiner alten Umgebung so unglücklich, daß er beschließt, als Ritter in die weite Welt zu ziehen. Der Abt macht ihm zwar Gegenvorstellungen, aber er läßt sich nicht zurückhalten. Nun kleidet

er sich ritterlich in dasselbe Gewand, das einst zu ihm gelegt wurde und scheidet vom Abte und seinen Pflegeeltern, die ihn tief gerührt entlassen. Er schifft sich ein, wird an seiner Mutter Land verschlagen und da er hier hört, daß die Herrin dieses Landes fortwährend von einem Herzoge mit Krieg bedrängt werde und außerdem von der Jugend und Schönheit derselben vernimmt, so wünscht er, diese zu sehen. Ihr Truchseß ist ihm dazu behülflich und führt ihn um die Messezeit, wo sie betet, ins Münster. Hier sieht er sie und faßt eine heiße Liebe zu ihr, so wie andrerseits auch sie beim ersten Anblicke eine besondere Neigung zu ihm empfindet. Nun setzt er Alles daran, sie von ihren Feinden zu befreien, er vertreibt den Herzog und räumt das Land von dessen Heerschaaren. Zum Danke dafür heirathet sie ihn, ohne daß Beide wissen, wie nahe sie schon einander stehen. Sie leben höchst glücklich beisammen, und nur der Inhalt jener Tafel, die einst bei seiner Aussetzung ihm mitgegeben wurde, und die er auch jetzt noch bei sich führt, stört die Ruhe seines Glückes. Täglich beschaut er sie in einer heimlichen, ablegenen Kammer und kommt jedesmal mit rothgeweinten Augen aus derselben zurück. Eine Magd, die ihn eine Zeit lang belauscht und jene Tafel als die Ursache seines heimlichen Grames entdeckt zu haben glaubt, berichtet es ihrer Herrin, der Gemahlin des Gregorius. Als dieser nun einst fern vom Hause auf der Jagd ist, schleicht die Frau selbst

in die Kammer und entdeckt jene ihr so wohlbekannte Tafel. Da wird ihrer Freuden Sonne plötzlich mit todtfinsterer Nacht bedeckt. Sie läßt ihn schnell durch Boten heim holen, die ganze Verwickelung der Schicksale hellt sich auf und Beide ergreift eine Reue, die größer ist, als die des Judas, als er den Herrn verrathen, und als die des David, da Absalon erschlagen war. Gregorius räth nun seiner Gemahlin und Mutter, sie möge durch gute Werke Gott zu versöhnen suchen, er selbst aber geht als ein Büßender einsam in die Welt, die Menschen meidend, wohin sein Fuß ihn trägt. Abends kommt er an eine Fischerhütte, in der er von dem Wirthe übel empfangen wird, weil ihn dieser für einen Betrüger hält. Die Wirthin aber erbarmt sich seiner und speist ihn. Um ihn endlich los zu werden, weist ihm der Fischer einen wilden Stein an, auf dem er wohnen und abbüßen möge. Daselbst schließt ihn der Fischer, damit er ihm nie wieder zur Last fallen könne, in eiserne Fesseln an, deren Schlüssel er in den See wirft. Hier nun, aller Gnaden baar, sitzt er in einem härenen Gewande siebenzehn Jahre. Der Himmel ist sein Dach und vor Schnee, Regen und Wind hat er keinen andern Schutz als Gottes Segen. Als die siebenzehn Jahre um sind, stirbt der Papst in Rom, und man streitet sich hin und her über die Wahl eines neuen. Durch eine Gottesstimme wird aber Nachts zweien Römern verkündet, daß in Aquitanien ein Mann auf einem wilden

Steine sitze, der allein des päpstlichen Stuhles würdig sei. Die Beiden verkünden dies dem Volke und werden von demselben ausgesandt, diesen Mann aufzusuchen. Sie kommen endlich zu demselben Fischer, der den Gregorius auf jenen Felsen verbannt hatte. Dieser setzt ihnen einen Fisch vor und als er ihn aufschneidet, findet er darin den Schlüssel, den er einst in den See geworfen. Da er dies als eine Mahnung Gottes ansieht, erkennt er sein Unrecht und geberdet sich jammervoll. Die Männer fragen nach der Ursache seines Schmerzes und erfahren nun den Aufenthaltsort und die ganze Geschichte des Gregorius. Da Alles, was sie hören, mit ihrem Traumgesichte übereinstimmt, so gehen sie, ihn zu sprechen. Sie finden ihn, tragen ihm die Absicht ihrer Ankunft vor, erlangen aber anfangs kein Gehör bei ihm. Indeß nach vielem Zureden willigt er ein, als Papst nach Rom zu ziehen. In Rom wird er von dem Volke unter Jubel und Glockengeläute empfangen. Er richtet große Wunder aus, heilt Kranke und ist ein Trost aller Sünder. Bald verbreitet sich davon die Kunde durch alle Lande und als sie auch seiner Mutter in Aquitanien zu Ohren kommt, macht diese sich auf, um von ihm, dem gepriesenen Papste, sich ihrer Sündenbürde entladen zu lassen. Sie erkennen sich gegenseitig und sind Beide von der Zeit an vor Gott begnadigt.

Am Ende des Gedichtes warnt Hartmann den Leser,

er möge nicht wähnen, ebenso wie Gregorius und dessen Eltern sündigen zu können, da diese doch trotz so großer Missethat begnadigt seien. Nicht ein böses, sondern ein seliges Bild solle man an dieser Dichtung nehmen, nämlich, daß, wie viel man auch gesündigt habe, man bei aufrichtiger Reue und Buße doch Gnade erlangen könne. Zum Schlusse bittet dann noch der Dichter Jeden, der dies lese, er möge für seine, des Verfassers, Seligkeit Fürbitte zu Gott thun.

Man sieht leicht ein, daß diese künstlich complicirte Geschichte von den Schicksalen unseres Gregorius offenbar die Absicht hat, zu zeigen, wie wunderbar oft Gott den Sünder nach vielfältigen Verwickelungen des Lebens doch endlich in die Arme seiner Gnade zurückführt. Diese Tendenz der Dichtung ist echt christlich, nur ist dem Ganzen so auffallend Wunderbares und absichtlich Erfundenes beigemischt, daß die Freude daran auch dann nicht einmal rein sein kann, wenn man dies mit dem allgemeinem Charakter der Legende entschuldigt. Zugleich ist die Dichtung von einer so krassen Erbsündentheorie gefärbt, daß sie für die Kinder unserer Zeit wol gar etwas Abstoßendes haben möchte. Das Schicksal der Eltern wiederholt sich in so ganz und gar ähnlichen Verhältnissen an dem Kinde und auf eine für dasselbe so unbewußte Weise, wie es im wirklichen Leben wol nicht vorkommen kann, wenn auch die Erfahrung, daß des Kindes Schicksal mit dem der Eltern

in einem engen und geheimnißvollen Zusammenhange steht, mehr Wahrheit hat, als man in unserer Zeit zu glauben geneigt ist. Am zusagendsten, wenn auch überraschend, ist das in diesem künstlich verwirrten Schicksalsknäuel, daß die Urheberin des auf Gregorius fallenden Unheils durch dieselbe Sünde, die sie einst beging, von diesem, wenn auch unbewußt, bestraft wird. So wird uns gezeigt, wie aus der Sünde eine Saat des Bösen aufwuchert, an deren Früchten die Sünde wieder büßen muß. Aber nur schade ist es, daß die Mutter des Gregorius ebenfalls nicht freithätig, sondern, wie es heißt, vom Satan überwältigt und vom Bruder gezwungen in jene Sünde fällt. So geht der Grund des Unheils auf den geheimnißvollen Urgrund des Bösen bis ins Unendliche zurück. Wie auffallend auch dem Dichter selbst dies Alles, was schon in seiner Sagenquelle sich vorfand, erschienen ist, beweist er dadurch, daß er das Ganze „diu seltsænen mære vome guoten sündære“ nennt, worin er zugleich durch den in sich selbst widerspruchsvollen Ausdruck „der guote sündære“ andeutet, daß Gregorius völlig gegen seinen besseren Willen in so große Sünde gefallen sei. Die Erbsünde, die das eigentlich christliche Fatum ist, ist hier also zu dem hellenischen Fatum geworden, und in so fern hat die Idee dieser Legende viel Aehnlichkeit mit der Fabel von Oedipus. Wie viel von der sehr künstlichen Anlage des Ganzen dem Hartmann angehört, ist ungewiß, da die zum Grunde lie=

gende Märe, auf die er sich als auf eine geschriebene beruft, nicht bekannt ist. Es kann deßhalb auch nicht entschieden werden, welcher unter den Päpsten, die den Namen Gregorius führen, hier gemeint ist, obgleich aus der alterthümlichen Farbe der Sage erhellt, daß es einer der ältesten Gregore sein muß. Jedenfalls hat aber Hartmann bei seiner Gewandtheit in der Auffassung der Idee der Sagen die alte Märe künstlerisch bedeutend umgestaltet. Ein noch etwas herber Stil beweist übrigens, daß das Gedicht zu den früheren Erzeugnissen des Dichters gehört.

3) *Der arme Heinrich*, eine idyllische Legende, deren Stoff aus einer alten schwäbischen Volkslegende entlehnt ist. Derselbe Dichter, der sonst fremde Stoffe zu behandeln liebt, giebt uns hier deutlich den Beweis, wie das menschliche Herz bei weitem mehr von dem Heimischen ergriffen wird und wie in diesen Stoffen Alles so klar zusammenhängt. Selten hat ein Dichter einen so offenen Sinn für den kindlichen Geist der Volkssage gezeigt, selten hat er den einem Stoffe anpassenden Ton so richtig getroffen, als es hier unser Hartmann thut. Ueberall sieht aus dieser lieblichen Idylle, wie aus reinem Kindesauge, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung hervor, überall, was das Aeußere mehr betrifft, entfaltet sich, wie Lachmann sagt, hier „die milde Wärme und behagliche Anmuth der genauen und wohlbedachten Ausführlichkeit

des Dichters". Der Inhalt ist folgender: Nachdem der Dichter im Eingange sich selbst genannt und als den Zweck seiner Dichtung die Ehre Gottes und die Freude Anderer an derselben angegeben hat, bittet er den Leser, für sein, des Dichters, Seelenheil zu Gott zu beten, denn man sage ja, daß der sein eigenes Heil begründe, der für des Bruders Sünden bitte. Darauf beginnt die Erzählung selbst, deren Hauptzüge folgende sind. In Schwaben war ein Herr gesessen, der aller Tugenden voll war, die einem Ritter zum Lobe gereichen. Er hieß Herr Heinrich und war aus Aue geboren. Ueberall stand er in Ehren und Ansehen bei den Leuten, und das Höchste, was man nur wünschen kann, war ihm verliehen. Aber darum stand auch sein Thor offen nach weltlicher Freude, und gar wenig nahm er dessen wahr, der ihm dieses Leben durch seine Gnade gegeben hatte, indem er wähnte, er könne Ehre und Gut ohne Gott haben. Gar bald indeß sollte auch an ihm gezeigt werden, wie einst an Absalon, daß die üppige Krone weltlicher Lust niederfalle unter die Füße, daß unsere süßesten Freuden mit bitterer Galle vermischt sind und unsere Blume gerade dann abfallen müsse, wenn man wähnt, sie sei am frischesten. Den Herrn Heinrich ergriff plötzlich die Miselsucht (auch Maselsucht von Maser, Blatter, also Blatterkrankheit, Aussatz, lepra, maladrerie) und bald wurde er durch diese ekelhafte Krankheit allen Menschen ein Abscheu (man unde wibe wart er do wi-

derzæme). Aber Heinrich war nicht so gottergeben, als einst Hiob, den doch ein Gleiches traf. Statt Gott zu preisen, wie dieser that, versank er in tiefe Trauer, sein Herz, das in hohen Wonnen geschwebt hatte, ward verweht, seine Freude, die auf des Lebens hohen Wogen geschwommen hatte, ging unter, sein Honig wurde zu Gallen, eine trübe Wolke verdeckte ihm seiner Sonne Strahl, und gar oft verfluchte er den Tag seiner Geburt. Er fährt nun nach Montpellier, um sich heilen zu lassen, und da ihm hier kein Trost wird, reist er nach Salerno, wo die berühmteste Arzneischule war. Aber auch hier hält man ihn für unheilbar, und nur Einer der Aerzte erklärt, ihn wieder herstellen zu können, sobald sich eine Jungfrau von den reinsten Sitten finde, die sich aus Liebe zu ihm freiwillig und unverzagt tödten lasse und ihr Herzblut für ihn dahingebe. Da er nicht glaubt, eine solche erwerben zu können, kehrt er trostlos wieder in seine Heimath zurück und giebt die eine Hälfte seiner Güter den Armen, die andere aber den Gotteshäusern, so daß ihm nur ein einziges Ackerfeld übrigbleibt. Auf diesem Felde aber wohnte seit langer Zeit ein Meier, den Heinrich immer mit Abgaben verschont und von jeher in Schutz genommen hatte. Zu diesem, der es unter Allen allein noch mit ihm gut meint, zieht er hin, um zugleich fern von der Welt seine Siechtage zu verleben. Der Meier und seine Hausfrau pflegen ihn aufs Beste und suchen seine früher be-

wiesene Liebe auf jede Art ihm zu vergelten. Aber besonders wird die achtjährige liebenswürdige Tochter des Meiers durch das Unglück ihres Herrn gerührt. Dieses Mädchen hatte, wie der Dichter sagt, ihr ganzes Gemüth mit der reinsten Kindesgüte an ihren Herrn gewandt. Täglich sitzt sie zu dessen Füßen und wartet seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt. Aber auch er ist ihr hold und zieht sie durch kleine Geschenke, wie sie für Kinder taugen, so an sich, daß sie sich ganz an ihn gewöhnt und er sie oft scherzweise seine Verlobte, sein kleines Gemahl nennt. So läßt ihn das gute Mädchen drei Jahre selten allein, denn er kommt ihr ganz rein vor, und wie sehr auch jene Geschenke ihr das einsprachen, so war es doch allermeist ein lieblicher Geist von Gott, der sie das glauben ließ. Als nach diesen drei Jahren nun die Furcht der Eltern vor Heinrichs Tode, der sie auf einmal unter einen anderen, vielleicht harten Herrn stellen würde, immer mehr steigt und sie voll Kummer über sein wachsendes Elend dem Heinrich rathen, sich ärztlicher Kunst anzuvertrauen, erzählt er ihnen trostlos, auf welche Art er allein nach der Aussage jenes Salerner Arztes heilbar sei. Auch die Tochter hört diesen Bericht Heinrichs und läßt ihn sich tief zu Herzen gehen. Des Nachts, wo sie zu den Füßen der Eltern liegt, weint sie so bitterlich, daß sie mit ihren Thränen und Seufzern die Eltern erweckt. Als sie ihnen nun eröffnet, daß sie es sei, die für des Herrn Gesundheit ihr

Leben dahingeben wolle, bringen sie sie diesmal durch Gegenvorstellungen zum Schweigen, aber sie ändert innerlich keineswegs ihren Entschluß. Die folgende Nacht wiederholt sie denselben noch begeisterter, und obgleich ihr der Vater vorstellt, sie wisse in ihrem kindischen Sinne noch nicht, wie bitter der Tod sei, und die Mutter es ihr zu bedenken giebt, wie sie sie einst unter Schmerzen geboren habe und also nicht solch ein Herzeleid um sie verdiene, als sie ihr jetzt zufügen wolle, läßt sie sich doch nicht überreden, sondern stellt ihnen in wunderbarer Rede vor, wie sie durch solch einen Tod aus diesem vergänglichen und hinfälligen Leben zum ewigen Heile gelangen könne. Die Eltern, die am Ende glauben, der heilige Geist, der ja auch St. Niklas schon in der Wiege die Sprache gab, flöße ihr solche Worte ein und ihr Wille sei vielleicht auch Gottes Wille, geben ihr endlich kummervoll nach und hören auf, ihrem Vorhaben sich zu widersetzen. Kaum hat es getagt, so eilt sie hoch erfreut zu Heinrich, um ihm ihren Willen und der Eltern Beistimmung zu demselben zu eröffnen. Heinrich, den dieser Antrag beunruhigt, macht ihr anfangs die eindringlichsten Gegenvorstellungen, da aber Nichts hilft, um die Getreue von ihrem ernstlichen Vorsatze abzubringen, so nimmt dieser endlich ihr Anerbieten an. Sie rüsten sich nun zur Abreise, nehmen von den tiefbetrübten Eltern Abschied und reiten zusammen nach Salerno. Während unterwegs auf dem Antlitze des-

sen, der zu neuem Leben geht, Gram und Kummer sich gelagert hat, glänzt auf dem blühenden Gesichte der Maid, die den Tod sucht, das heitere Licht der Freude. Als sie zu Salerno ankommen, erstaunt der Arzt über die Entschlossenheit des Mädchens, das so freudig in den Tod gehen will, als ginge sie zum Tanze, und auch er, in der Meinung, daß sie durch Heinrichs Drohung gezwungen sei, wendet Alles an, um sie abzuschrecken, aber umsonst. Da der Arzt sie nun nackt auf einen Tisch gebunden hat, um ihr das Herz auszuschneiden, entsinkt ihm fast der Muth. Indeß schon wetzt er das Messer zu seinem Werke, als Heinrich, der draußen durch eine Spalte der Thür das Mägdlein in seiner ganzen Schönheit gesehen hat und von unsäglicher Angst über den nahen Tod derselben ergriffen wird, noch zu rechter Zeit in das Gemach dringt, um das Mädchen dem Tode wieder zu entreißen, indem er erklärt, sein Leiden von nun an geduldig ertragen zu wollen. Obgleich sich nun auch jetzt noch das Mägdlein sträubt, ihm in die Heimath zu folgen und jammernd sich beklagt, daß ihr nun die reiche Himmelskrone verloren gehe, die sie gehofft habe zu erlangen, so fügt sie sich doch endlich in seinen Willen und reist verweinten Auges mit ihm zurück. Auf dem Heimwege aber erkannte cordis speculator, vor dem keines Herzens Thor verschlossen ist, ihre Treue, und der heilige Christ zeigte jetzt, wie lieb ihm diese Gesinnung sei. Heinrich wird allmählig gesund und

schön. Heimgekehrt wird er von allen seinen Freunden und Lehensträgern mit Freuden empfangen und führt von nun an ein gottseliges Leben. Da ihm aber Alle rathen, sich ein Weib zu nehmen, so ladet er alle seine Freunde und Vasallen zu sich ein und eröffnet ihnen, daß er jene treue Jungfrau zur Gattin nehmen wolle. Sie stimmen ein, und Heinrich, nachdem er schon früher dem Meier das Ackerfeld zu eigen gegeben hat, vermählt sich mit der Tochter desselben, mit der er ein langes und glückliches Leben führt.

Freilich hat die Erzählung etwas eigenthümlich Schwärmerisches. Jenes leidenschaftliche Drängen des Mädchens zum Tode, das nicht aus liebendem Mitleide, sondern vielmehr aus dem Vorurtheile hervorgeht, damit das ewige Leben erringen zu können, jenes Losreißen von den heiligsten Banden der Natur, von Vater und Mutter, um nur so schnell als möglich aus diesem Jammerleben in den Zustand der Seligkeit zu kommen, hat für uns, die wir dies Alles lieber auf psychologische Motive zurückgeführt sähen, wenig Zusagendes, wie das auch Gervinus in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" treffend herausgestellt hat. Allein, müssen wir nicht nur in einer Legende, wie dieser arme Heinrich doch eine ist, uns Wunder gefallen lassen, so müssen wir dies Alles, wenn wir die mönchisch-wundersüchtige Anschauung des Mittelalters nicht

geradezu ignoriren wollen, auch mit dem Geiste jener Zeit entschuldigen. Und so bleibt es dennoch wahr, daß, wenn wir den Stoff einmal als gegeben und unantastbar betrachten, wir diese Dichtung wegen ihrer Zartheit und trefflichen Ausführung im Einzelnen als ein Kleinod der mittelhochdeutschen Poesie liebgewinnen müssen, denn nirgends ist doch die völlig uneigennützige, Blut und Leben opfernde Liebe eines tiefen und reinen weiblichen Herzens so ansprechend und rührend geschildert, als hier, und es ist daher um so bedauernswerther, daß ein Mann wie Goethe, allein aus vornehmem Ekel an den Süjet eines Aussätzigen, diese Dichtung so gänzlich abhorrirte. Das Gedicht, so gründlich dessen Inhalt auch zusammenhält, hat doch viele sagenhafte Bestandtheile, die schon J. Grimm und Karl Simrock zusammengestellt haben. Wir wollen sie hier nach Ersterem kurz aufzählen. Sagenhafter Natur ist a) das Berathen des Nachts im Bette nach dem Worte: nox consiliis apta. b) Das Reisen nach Salerno, was im Mittelalter nichts Anderes hieß, als überhaupt den besten Arzt befragen. c) Die Anklänge an Hiobs und des frommen Tobias Geschichte. d) Die Hingabe der Jungfrau selbst. e) Die Heilung des Aussatzes durch Blut, zumal durch das einer reinen Jungfrau oder eines Kindes, nach der Ansicht, daß die im Mittelpunkte gestörte Gesundheit nur durch Annäherung des Reinen geheilt werden

könne*). f) endlich die Opferidee, die das Ganze durchdringt. g) Selbst der Name „armer Heinrich" hat Bedeutung, insofern er, wenn auf seine sprachliche Grundlage zurückgegangen wird, nichts Anderes als „kranker Mann" überhaupt bedeutet. Ein mehr der Wirklichkeit entnommenes Element der Dichtung ist der Aussatz, der in derselben eine so große Rolle spielt. Im 12ten und 13ten Jahrhundert hat diese Krankheit, die Misel= oder Maselsucht hieß, wirklich in Deutschland und Frankreich stark gewüthet. Die davon Befallenen wurden auf Kosten der Angehörigen, mit Hut, grauem Mantel, Schelle und Bettelsack bekleidet, in ein entfernt gebautes Hüttchen gebracht, wo sie einsam wohnen mußten. Daher auch der Name „Sondersiech" ein von Anderen abgesonderter Kranker, oder „Feldsiech," „Ackersiech", weil sie allein auf dem Felde wohnen mußten. Die Hütten dieser Miselsüchtigen waren elend auf vier Pfählen an der Heerstraße oder am Meeresufer erbaut. Ging Jemand vorüber, so mußten sie schellen, zur Warnung, daß er ihnen nicht nahe komme; auf der andern Seite lag ihr Hut oder eine Schale, um das Mitleid anzusprechen. Ebenso flieht ja auch der arme Heinrich die Welt und zieht sich auf sein einsames Ackerfeld zurück.

---

*) Vergleiche Konrad's von Würzburg „Engelhart und Engeltrut" oder, was dasselbe ist, die Geschichte von Amicus und Amelius.

Herausgegeben ist das Gedicht von den Gebrüdern Grimm (Berlin 1815), Wilhelm Müller (Göttingen 1842) und, zusammen mit den Liedern und den Büchlein, von Moriz Haupt (Leipzig 1842). Wie sehr die Sinnigkeit und Zartheit dieser Legenden-Idylle Anklang gefunden hat, bezeugen auch die vielfachen Uebersetzungen und Bearbeitungen derselben, unter welchen nächst denen von Karl Simrock (nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Uebersetzers. Berlin, 1830) und Friedrich Koch im ersten Bande seines „Ritterbuches“ (Halle, 1848) die von G. O. Marbach (Volksbücher No. 32, Leipzig) als getreu und zugleich gefällig, die von Adelbert von Chamisso aber als freie künstlerische Ueberarbeitung zu empfehlen sind.

4) Iwein, der Ritter mit dem Löwen, ein Gedicht aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde. Der Stoff ist aus dem französischen Yvain des Chrétien de Troyes geschöpft. Auch hat das Hartmann'sche Gedicht viele Aehnlichkeit mit einer englischen Nachbildung des französischen, die Ritson im ersten Bande seiner „Ancient english metrical romances“ mitgetheilt hat. Trotz der Gewandtheit in der Form und Behandlung, durch welche dieses Gedicht das Meisterwerk Hartmanns ist und sich weit vor dem sagenverwandten Erec auszeichnet, ist doch der Stoff desselben so wenig episch und so oft unnatürlich, daß man hier, ebenso wie beim Erec, die

Wahl eines so fremden britisch-conventionellen Stoffes bedauern muß. Der Inhalt ist folgender: Der König Artus hatte in seinem Palaste zu Karidol (Cardeuil) um die Zeit der Pfingsten ein Fest veranstaltet. Am Abend, nachdem der König und die Königin sich schlafen gelegt, bleiben auf dem Saale noch sechs Ritter Dodines, Gawein, Segremors, Jwein, der zuchtlose (ungeschliffene) Keyi und Kalogreant. Letzterer erweckt durch seine Erzählungen die Königin aus dem Schlafe, und da diese zu den Rittern schleicht und den Kalogreant bittet, weiter zu erzählen, meldet dieser, nachdem erst Keyi seines ruhestörenden Betragens wegen zurecht gewiesen ist, von einem Abenteuer, das er auf einer seiner Fahrten erlebt habe. Einst, so erzählt er nun, sei er in einem weiten Walde an ein breites Stück Land gekommen, auf welchem allerlei wilde Thiere mit einander im Kampfe gelegen hätten. Mitten unter ihnen aber habe ihr Herr und Meister gesessen, ein Mann, den er als ein menschliches Ungeheuer und mohrenähnlich schildert. Als er diesem eröffnet habe, daß er auf Abenteuer ausgehe, habe ihn dieser zu einem Waldbrunnen gewiesen, der drei Meilen davon entfernt gewesen sei, und ihm geheißen, auf dem smaragdenen Stein, der sich da finde, einen Theil des Brunnens zu gießen. Er habe sich dorthin aufgemacht und das Geheiß vollzogen. Sobald er aber auf den Stein gegossen, sei der Sonnenschein erloschen, der Vogelsang habe aufgehört und ein schwarzes

Wetter habe plötzlich den Wald verwüstet. Er selbst aber sei, betäubt durch einen Donnerschlag, zur Erde gestürzt. Als er erwacht sei, wäre ihm dann der Herr des Waldes im feurigsten Zorne erschienen und habe ihn zum Zweikampf herausgefordert. In diesem von dem Herrn des Waldes besiegt und seines Pferdes beraubt, sei er mit Schanden bedeckt doch noch lebendig davon gekommen. Iwein, der diese Erzählung aufmerksam mit angehört hat, faßt den Entschluß, diesen Zauberbrunnen im Walde alsbald aufzusuchen und dasselbe Abenteuer zu bestehen, um die Schmach seines Neffen Kalogreant zu rächen. Da aber der König Artus, der auch darauf zugekommen ist, mit einem Schwure bei der Seele seines Vaters Uterpandragon es bekräftigt, er wollte binnen vierzehn Tagen mit all seiner Macht zu dem Brunnen kommen, Iwein aber die Ehre eines siegreichen Abenteuers gern allein gewinnen möchte, so stiehlt dieser sich heimlich von dannen und gelangt auf dem von Kalogreant angegebenen Wege zu jenem Brunnen. Iwein erlebt hier nun zwar dieselben schreckensvollen Wunder, schlägt aber den Herrn des Waldes, der zum Rachekampfe herangerückt ist, in die Flucht und verfolgt den Todtwunden bis in dessen Burg. Hier aber sieht sich Iwein, nachdem er den Herrn erschlagen hat, durch ein hinter ihm zugefallenes Schlagthor, das ihm obendrein die Hälfte seines Pferdes abschlägt, plötzlich zwischen zwei Pforten gefangen. Mitten in dieser Noth

tritt aus einer verborgenen Thür Lunete, die Dienerin der Königin, zu ihm und händigt ihm einen unsichtbarmachenden Zauberring ein, damit er vor der Rache der Leute des von ihm getödteten Königs Askalon geschützt sei. Diese dringen auch wirklich hinter die Pforte, wo er ungesehen an einem Bette sitzt, aber trotzdem, daß sie ihn in allen Winkeln aufzusuchen, um ihm ein Garaus zu machen, bleibt er doch durch des Ringes Macht ihren Augen verborgen. Als nun das Begräbniß des Erschlagenen vor sich geht und die Leiche vor dem unsichtbaren Iwein vorübergetragen wird, bluten die Wunden derselben. Die trauernde Wittwe Laudine will daraus abnehmen, daß der Mörder in der Nähe sein müsse und läßt abermals eine Nachsuchung anstellen, die aber ebenso ohne Erfolg bleibt. Doch gerade bei diesem Begräbnisse hat Iwein Laudinens große Schönheit erkannt und eine heftige Liebe zu der Wittwe seines Feindes gefaßt, die ihm von nun an keine Ruhe läßt. Luneten, die ihn von Zeit zu Zeit heimlich besucht, gesteht er endlich diese unbezwingliche Liebe zu ihrer Herrin, und diese verspricht ihm ihre Hülfe. Sie geht zu Laudinen und macht diese aufmerksam, daß sie sich nun nach einem neuen Gemahle umsehen müsse. Sie habe gehört, daß in zwölf Tagen König Artus ihren Brunnen heimsuchen wolle, und doch sei nun Niemand da, der diesen Brunnen schützen könne. Nur, wenn sie wieder freie, habe der Zauberbrunnen Schutz vor den Angriffen

der Feinde. Auch wisse sie einen heldenhaften Mann, der noch viel tapfrer sei, als ihr erschlagener Herr und heftige Liebe zu ihr gefaßt habe. Obgleich nun diese Reden anfangs Laudinen beleidigen und sie sogar Luneten deßhalb verstößt, so bereut sie dies doch bald und läßt sie anderen Tags zurückrufen. Durch die Behauptung, daß der Mann, der ihren Gemahl erschlagen habe, doch tapferer sein müsse als dieser und also ihrer Liebe auch würdiger sei, bringt Lunete es endlich dahin, daß sie den Jwein, den sie unterdeß aufs Beste gepflegt hat, zu Laudinen führen darf. Auch Laudine entbrennt in Liebe für ihn und gar bald ihren todten Gatten vergessend, wird sie Jweins Gemahl. Bald darauf macht sich auch König Artus auf, um den Brunnen zu besuchen. Als er den Stein begossen, sprengt sogleich Jwein, als jetziger Schutzherr des Waldes, zum Kampfe heran und wirft nach einem kurzen Gefechte den schmähsüchtigen Keyi aus dem Sattel, daß er wie ein Sack in den Sand fällt. Dann nimmt er das Roß des Besiegten, geht vor den König und giebt sich diesem als Ritter Jwein zu erkennen. Nachdem nun Artus mit seiner ganzen Ritterschaft sieben Tage und Nächte auf der Burg Jweins gastlich zugebracht hat, giebt Gawein dem Jwein die Mahnung, er möge sich um seines Weibes willen nun nicht länger verliegen, wie Erec einst gethan. Die ritterliche Ehre fordere es, daß er mit König Artus hinziehe und sein Weib auf eine Zeit lang

verlasse. Iwein stimmt dazu ein, nimmt von seiner Frau Abschied mit dem Versprechen, in einem Jahre wiederzukehren und zieht mit dem Könige und dessen Rittern fort. Hier schiebt Hartmann eine sehr naive Unterredung ein, die er mit Frau Minne gehabt haben will. Er stellt sie dar, als ob sie ihn verwundert und trauernd darüber befragt habe, ob denn wirklich ein Mann sein liebes Weib so bald verlassen könne. Da die Stelle ihrer Gemüthlichkeit wegen sich so sehr auszeichnet, so fügen wir sie hier in einer Uebersetzung bei. „Da fragte mich Frau Minne", sagt der Dichter, „was ich mit meiner Verstandeskraft nicht beantworten kann. Sie sprach: „Sag an, Hartmann, erzählst du, daß der König Artus Herrn Iwein nach seinem Hause führte und dessen Weib wieder zurückfahren ließ?" Da konnte ich nicht Anders, als dies zugeben, denn ich sagte es für Wahrheit, weil es mir selbst so als wahr berichtet wurde. Sie sprach und sah mich dabei über die Achsel (twerhes) an „Du hast Unrecht Hartmann" — „Frau, ich habe bei meiner Treue Recht". — Sie sprach: „Nein". — Der Streit währte lange unter uns beiden, bis sie mich dahin brachte, daß ich ihr doch Recht geben mußte. „Er (der König Artus) führte das Weib und den Mann mit sich, und doch folgte ihm Keins von Beiden. Das ging aber so zu: Beide, die Frau und Herr Iwein wechselten das Herz untereinander. Ihm folgte ihr Herz und sein Leib, und sein Herz dagegen blieb bei dem

Weibe". Da sprach ich: „Frau Minne, nun dünkt mich aber, daß mein Herr Iwein verloren sei, da er sein Herz aufgegeben hat. Denn das verlieh ihm ja eben Kraft und Stärke. Wie ist er denn nun noch zur Ritterschaft fähig? Er muß ja wahrlich wie ein Weib verzagen, da sein Leib nun ein Weiberherz hat. Und da sie ein Mannesherz hat, so übt sie ja am Ende Mannesthaten aus und sollte wol gar auf das Tournier ziehen, und er daheim das Haus hüten? Mir ists fürwahr sehr leid, daß sich ihr beider Wesen (gwonheit) so wechselseitig verkehrt hat, denn zu helfen ist ihnen nun nicht mehr." — Da warf mir Frau Minne vor, ich wäre schwach von Verstande. Sie sprach: „Thue deinen Mund zu, du weißt nicht, wie der rechte Gang der Sache ist, denn meine Meisterschaft scheinst du noch nie gefühlt zu haben. Ich bin es, Minne, und mache es oft möglich, daß Mann und Weib einen Leib ohne Herz und dennoch all ihre Kraft um so besser haben." Da durfte ich nicht weiter fragen, denn wie Mann und Weib ohne Herzen leben kann, das Wunder sah ich noch nie. Doch ihrer Rede nach muß es doch wol möglich sein." —

Unter Tournieren und Festen verstreicht nun am Hofe des Königs Artus der für Iwein bestimmte Zeitpunct seiner Heimkehr; da erscheint Lunete plötzlich vor König Artus und verkündet im Namen ihrer Herrin, daß Iwein als ein Treuloser ihre Huld verloren habe. Im fürchterlichsten Wahnsinne über die verscherzte Liebe läuft nun

Iwein in den wilden Wald und lebt dort nackt und einsam vom selbsterlegten Wildprete. Er stößt auf das Haus eines Feldbauers, der aus Furcht vor seiner Tobsucht die Thür verschließt und ihn durch zum Fenster hinausgereichte Speisen eine Zeit lang ernährt, bis er von selbst entläuft. Darauf finden ihn drei Frauen der Dame von Narison schlafend an der Landstraße, erkennen ihn an einer Wunde, heilen ihn von seinem Wahnsinne durch eine Salbe, die die Fee Morgana selbst bereitet hat, und legen ihm Kleider zur Seite. Als er erwacht ist, führt ihn eine der Frauen zu ihrer Herrin, bei der er gastlich aufgenommen wird. Dann befreit er diese durch einen siegreichen Kampf von dem Grafen Aliere, der mit einem großen Heere gegen dieselbe herangezogen war, und scheidet unter großen Ehren von der Burg derselben, um auf neue Abenteuer auszugehen. Alsbald trifft er im Walde einen Löwen im Kampfe mit einem Lindwurme an und erschlägt letzteren. Dafür wird der Löwe von nun an sein unzertrennlicher Gefährte, der ihm wie ein Suchhund das Wild zuführt, an seiner Seite mit speist und überall sich ihm behülflich zeigt. So gelangt Iwein wieder in seinem Landgebiete an jenen Zauberbrunnen und findet Luneten in der daneben befindlichen Capelle eingesperrt. Der Truchseß Laudinens nämlich und dessen zwei Brüder hatten Luneten angeklagt, sie sei Schuld an dem Unglücke, das Laudine an ihrem Gemahle erlebt habe, und der Haß dieser drei starken Männer

hatte es sogar dahin gebracht, daß Lunete schon am anderen Tage verbrannt werden sollte. Iwein giebt sich ihr zu erkennen und verspricht, gegen ihre drei Ankläger für ihre Unschuld zu kämpfen, verbietet ihr aber, seinen Namen zu nennen. Bis zum anderen Morgen herbergt er nun in einer nahen Burg. Der Wirth derselben klagt ihm sein Leid, der Riese Harpin habe ihm, weil er seine Tochter vergeblich zum Weibe begehrt habe, das Land verheert und vier seiner Söhne gefangen genommen, zwei von ihnen aber getödtet. Am anderen Morgen besiegt Iwein diesen Riesen und erschlägt ihn. An demselben Tage kämpft er aber auch mit Hülfe des Löwen siegreich für Luneten gegen deren Ankläger, verschweigt aber Laudinen seinen Namen und zieht seines Weges weiter. Vierzehn Tage verweilt er dann auf einer Burg, um seine und des Löwen Wunden, die sie beide im Kampfe mit dem Truchseß und dessen Brüdern empfangen hatten, zu heilen. Indeß stirbt der Graf von dem Swarzen dorne und hinterläßt zwei Töchter, von denen die ältere der jüngeren ihr Erbtheil streitig machen will. Die jüngere Schwester droht deßhalb, sie wolle zum Hofe des Königs Artus reisen, um dort einen Mann zu suchen, der gegen einen von der älteren Schwester gleichfalls erwählten Mann für ihr Recht kämpfen solle, wodurch der Streit dann auf einmal geschlichtet wäre. Die ältere Schwester, um der jüngeren zuvorzukommen, reist zuerst zum Hofe des Artus, und gewinnt den Ga-

wein als ihren Fürkämpfer, die jüngere aber sucht den Ritter mit dem Löwen auf, und dieser versteht sich auch dazu, für sie zu kämpfen. Iwein und die jüngere Schwester reisen nun nach Karidol. Unterwegs kommen sie aber noch zu einer Burg, wo Iwein mit Hülfe seines Löwen zwei Riesen besiegt und dreihundert Jungfrauen aus ihrer Gefangenschaft erlöst. Angelangt am Hofe des Artus, kämpft Iwein mit Gawein, ohne aber seinen Löwen mit in den Kampf zu nehmen, damit er gänzlich unerkannt bleibe. Zwei Tage bleibt der Kampf unentschieden, bis endlich sich beide einander zu erkennen geben. Der Streit der Schwestern wird geschlichtet, und am Hofe des Artus herrscht allgemeine Freude. Dann kehrt Iwein zu seiner Gattin zurück, deren Huld er durch Lunetens Hülfe wiedergewinnt.

Der Inhalt des Gedichtes hat, wie wir so eben gesehen, viel Unerquickliches. Eine Reihe der wunderlichsten Abenteuer, die meistens ohne inneren Zusammenhang sind, der Mangel an psychologischer Motivirung, der vorzüglich bei der plötzlichen Liebe Iweins zu Laudinen hervortritt, die auffallende Unnatürlichkeit im schnellen Gesinnungswechsel Laudinens, eine gänzliche Schwäche in kunstgerechter Erfindung, Alles das würde zu demselben Urtheile berechtigen, das über Erec gefällt ist, wenn nicht der Iwein durch seinen anmuthigen Stil und seine kunstreiche Form denselben bei weitem überträfe. Die beste

Charakterzeichnung in diesem Gedichte ist die des rohen Prahlhanses und Zungendreschers Keyi. Zu den Stellen aber, die sich durch die eigenthümliche Gemüthlichkeit Hartmanns auszeichnen, gehört außer der oben angeführten Unterredung mit Frau Minne (Vers 2971 — 3028), die auch schon im Mittelalter viele Nachahmer fand, noch die Stelle von Vers 1866 — 1888. Hier nämlich, wo Laudine durch Lunetens Vorstellung innerlich schon zu einer neuen Heirath geneigt ist, dieses aber noch immer zu verdecken sucht, nimmt der Dichter Gelegenheit, in einer schalkhaft-gutmüthigen Art über den Wankelmuth der Weiber zu reden. Da heißt es so: „Sie that, wie die Weiber immer thun, sie sprechen absichtlich (durch ir mout) gegen das, was ihnen doch oft gut dünkt. Daß sie oft gerade das thun, was sie vorher weit von sich abgewiesen haben (diu dinc diu sî versprechent), darüber schilt sie Mancher, doch mir scheint dies eine gute Sitte zu sein. Der thut nicht wohl, der da sagt, ihre Unstetigkeit sei Schuld daran; ich weiß besser, woher es kommt, daß man sie also oft wankelmüthig sieht. Es kommt von nichts Anderem, als von ihrer Güte. Man kann sonst wol eine böse Gesinnung wieder zur Güte bekehren, nicht aber von der Güte zur bösen Gesinnung bringen. Die (erste) Wandelung, die ist gut und keins der Weiber thut je anders. Wer ihnen daher Unstetigkeit zuschreibt, dem kann ich nicht beistimmen. Ich will ihnen

Nichts als Gutes zugestehen. Möge ihnen alles Gute geschehen." — Wichtig ist außerdem die Stelle im Iwein von dem Bluten der Wunden in Gegenwart des Mörders, wo es Vers 1355 ff. heißt:

Nû ist uns ein dinc geseit
Vil dicke (wiederholentlich) vür die wârheit,
Swer den andern habe erslagen,
Unt wurder zuo ime getragen,
Swie langer dâ vor wære wunt,
Er begunde bluoten anderstunt (zum zweiten Male).

Da dieser Glaube, auf dem man noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts rechtskräftige Beweise gründen wollte (das s. g. Bahrrecht), sich auch in der Nibelungen-Nôt 981—987 findet, wahrscheinlich aber aus dem Iwein erst in diese übergegangen ist, so erhellt daraus (und dadurch ist diese Stelle so merkwürdig) die ungefähre Abfassungszeit des Nibelungenliedes, das demnach etwa ins Jahr 1210 fällt, weil der Iwein, auf den Wolfram von Eschenbach im fünften Buche seines Parcivals, dessen sechstes nach dem Sommer 1204 gedichtet ist, anspielt, schon 1204 bekannt sein mußte.

Die beste Ausgabe des Iweins, der sich handschriftlich in Heidelberg, Gießen, Florenz, Dresden und Wien befindet, ist die von G. F. Benecke und K. Lachmann (Berlin, 1827), die sich vorzüglich dem Anfänger durch ihre Anmerkungen und das dazugehörige vortreffliche Wörter-

buch von Benecke empfiehlt, aus welchem auch für die Lectüre anderer Werke mittelhochdeutscher Poesie viel Gründliches und Wichtiges gelernt werden kann. Die beste treue Uebersetzung aber lieferte Friedrich Koch im ersten Bande seines „Ritterbuches" (Halle, 1848), während die von Wolf von Baudissin (Berlin, 1845) nach zu freien Grundsätzen in Bezug auf Versbau und Sprache angefertigt ist.

5) Außer diesen epischen Gedichten besitzen wir von Hartmann noch „Lieder" und die „Büchlein", die beide, verbunden mit dem armen Heinrich, von Moriz Haupt (Leipzig, 1842) herausgegeben sind. Weder von den Liedern noch von den Büchlein läßt es sich genau bestimmen, in welcher Zeit sie gedichtet sind. Die Büchlein, von denen das erstere das ältere zu sein scheint, das zweite aber das bessere ist, sind Liebesbriefe und enthalten in dieser Form Lehren der Minne und Besprechung der Herzensangelegenheiten. Die Lieder stehen an äußerer Vollendung der Form, an Wohllaut der Sprache und der Reime den lyrischen Erzeugnissen der meisten Minnesänger gleich, ohne sie hierin zu übertreffen. Was aber ihren Inhalt betrifft, so haben sie mit Ausnahme des Kreuzliedes (Dem kriuze zimt wol reiner muot), das schon oben erwähnt wurde, und eines kleineren dreistrophigen Liedes mit dem Anfange: „Swelch vrouwe sendet ir lieben man" einen originellen Grundzug gemein, der dem Charakter des Dichters vor den meisten anderen Minnesängern große Ehre macht. Wenn

diese nämlich meistens bis zur Ermüdung das Thema der Frauenliebe behandelten und dabei nicht selten in schwärmerische unmännliche Empfindelei verfielen, so tritt Hartmann in diesen seinen Minneliedern geradezu polemisch gegen diese Gefühlsseligkeit auf und läßt es deutlich genug durchblicken, wie es seinem männlichen Stolze zuwider sei, um einer Frau willen zu seufzen und zu schmachten. Mag diese Maxime bei ihm auch Folge einer mißlungenen Liebeswerbung gewesen sein, wie das aus seinem Liede „Maniger grüezet mich alsô“ hervorzugehen scheint, so läßt doch auch das auf ein männliches Selbstbewußtsein edlerer Art schließen, und gewiß wäre es den meisten Minnesängern von großem Vortheile für den Gehalt ihrer Poesie gewesen, wenn sie Hartmanns Ansicht getheilt und auf den Wink mehr Acht gegeben hätten, den er ihnen in seinem trefflichen Liede: „Ich var mit iuwern hulden, herren unde mâge“ giebt, wenn er sagt:

Ir minnesinger, iu muoz ofte misselingen;
daz iu den schaden tuot, daz ist der wân:
Ich wil mich rüemen, ich mac wol von minne singen,
sit mich diu minne hat, und ich sie hân.
Daz ich da wil, seht, daz wil alse gerne haben mich:
sô müezt aber ir verliesen under wîlent wânes vil;
ir ringent ümbe liep, daz iuwer niht enwil:
wan müget ir armen minnen solhe minne, als ich!

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Druck von George Westermann in Braunschweig.